

**Diellär von
Frau Jutten,
der Päbstin Johanna**

◆
**Ein schön Spiel/
Von frau Jutten/welche
Babst zu Rom gewesen/und aus
ihrer Bebstlichen Scrinio pectoris
auf dem Hüsel zu Rhom/ein
Kindlein zeuget.**

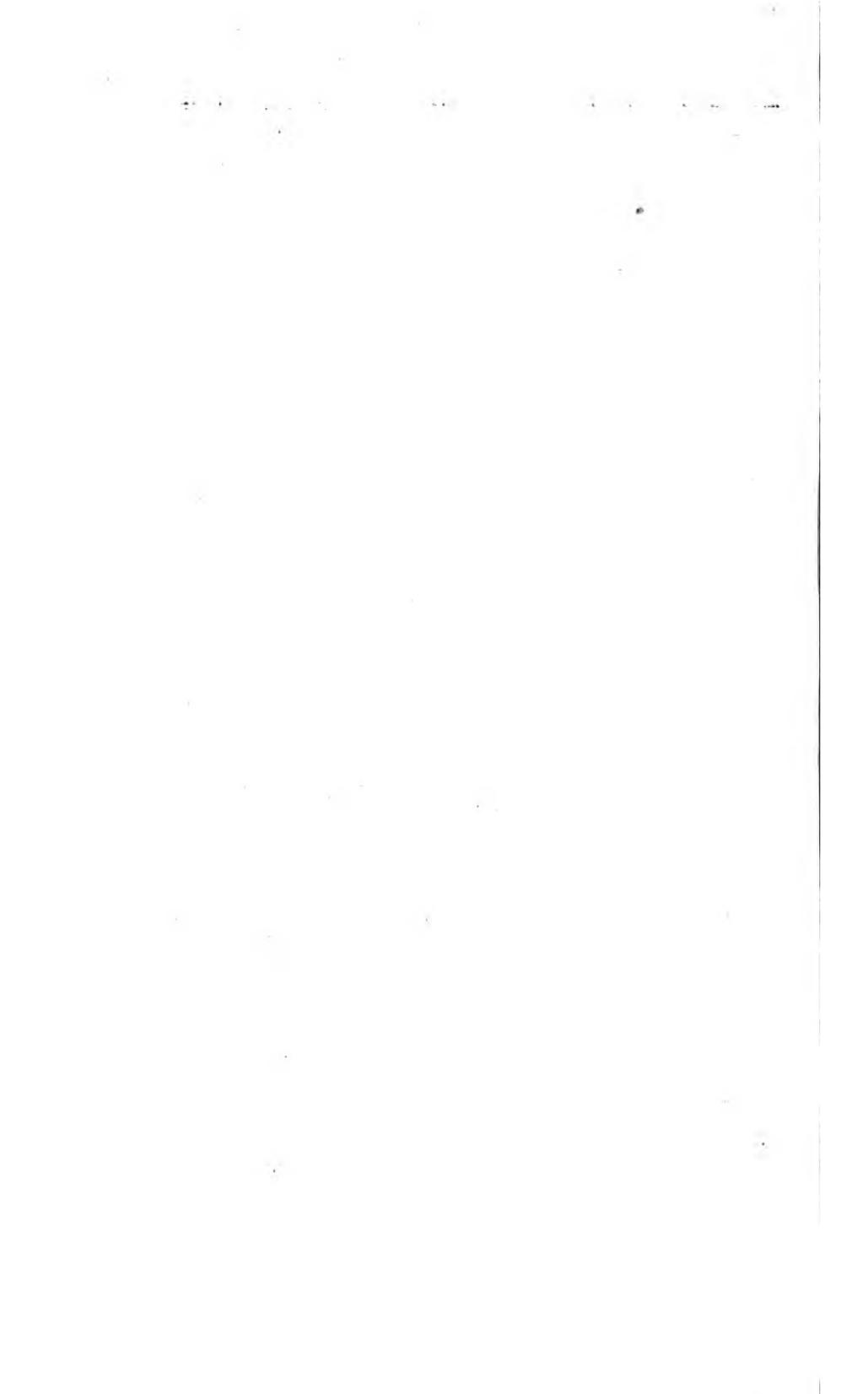
(Scheruberc M.DLXV)



A.D.MDCCCXXI

E. PAUL SCHNEIDER

Verlag der Freude ♦ Wolfenbüttel





A detailed black and white woodcut-style illustration that frames the central text. The border is composed of several panels. The top panel shows a row of figures, possibly cherubs or children, holding large, textured spheres. The left and right panels feature more figures, some appearing to be in conversation or looking towards the center. The bottom panel depicts a more complex scene with several figures, including one who appears to be holding a staff or a similar object. The entire border is filled with intricate line work and shading, creating a rich, textured effect.

**Der
Brunnen**



**Verlag der Freude
Wolfenbüttel**

E. PAUL SCHNEIDER, LITHO
WOLFENBÜTTEL



**Die Klär von
Frau Jutten,
der Päbstin Johanna**

**Ein schön Spiel/
Von frau Jutten/welche
Babst zu Rom gewesen/und aus
Ihrer Bebstlichen Scrimio pectoris
auf dem Hütel zu Rhom/ein
kündlein zeuget.**

(Scherenberck MDLXV)



A.D. MDCCCXXI

Alle Rechte vorbehalten.
Verlag der Freude
Wolfenbüttel

†

Eine freie Bearbeitung
des Arnim'schen Fragmentes.
Die Einband- und Titelzeichnung ist
von E. Paul Schneider, Leipzig.
Den Druck besorgte die Buchdruckerei
Ernst Fischer, Wolfenbüttel,
den Einband E. A. Enders,
Leipzig

†

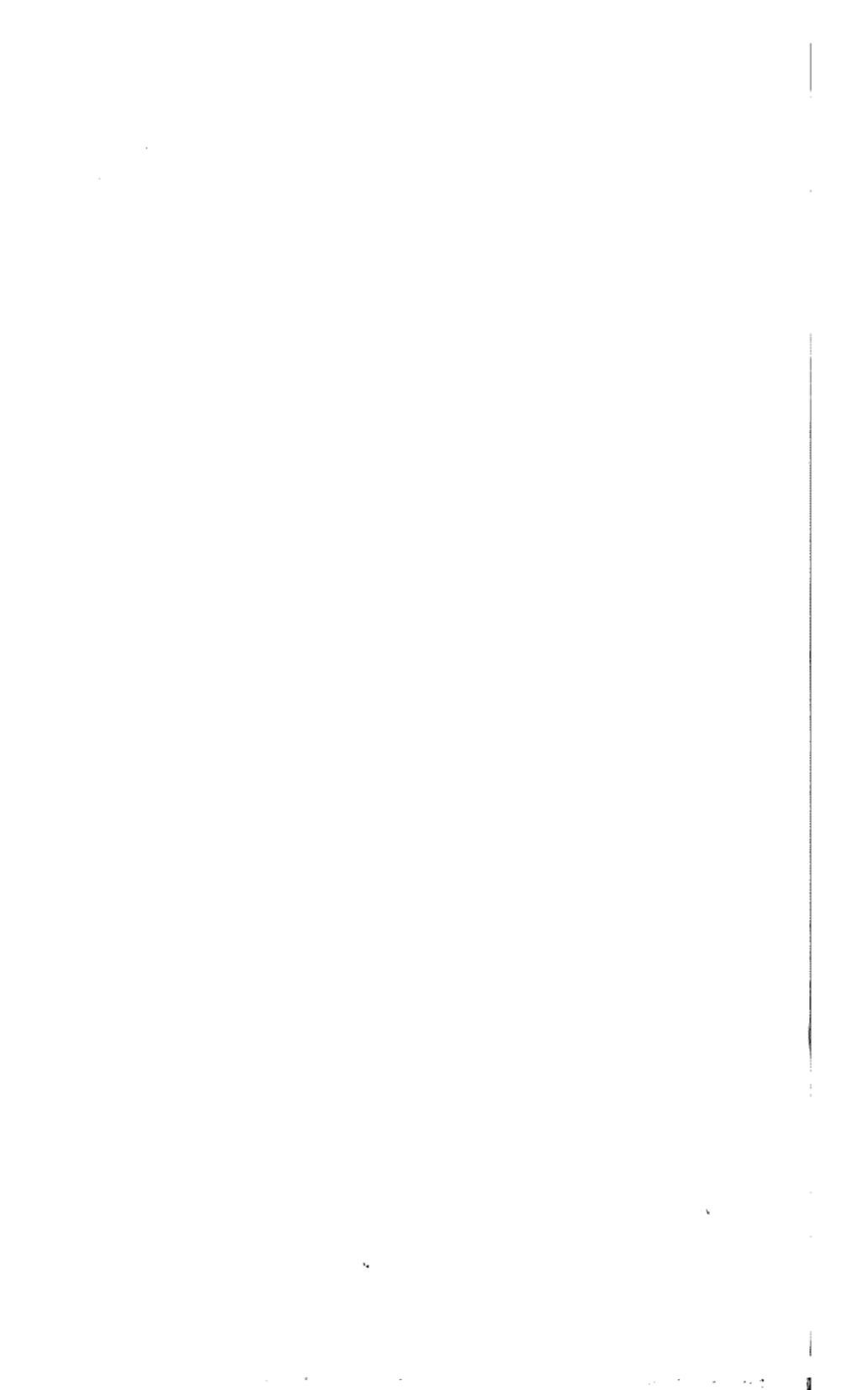
(RECAP)

1408

4995

608

547519



Die Teufelsküche im Berge Hekla

Unseres Volkes Urstamm lebte in ewiger Gesundheit auf der weit im Nordmeer gelegenen Insel Island, die bald so bevölkert war, daß nie mehr Menschen erzeugt werden durften, als starben, wodurch sie immer in gleicher Kraft blieben. Da geschah es, daß an der Südspitze der Insel ein norwegisches Schiff strandete und die Neugier nach den Ländern erweckte, wo dieses Schiff erbaut sei. Deut, der Führer des Volkes, bestieg dieses Schiff zuerst, fuhr aus und kehrte mit gar seltsamen Nachrichten von großen Lastern heim, die sie in der Welt ausrotten mußten. Da folgten ihm viele, und Deuts Heerbann wurde draußen der Heerzug der Deutschen genannt. Mit seinen Helden landete Deut an den öden Ländern, die damals von einem lasterhaften Zwergengeschlecht bewohnt wurden. Sie erschlugen diese Halbtiere und bevölkerten das Land durch zahlreiche Nachzöge aus Island. Das Volk wurde mächtig genug nach blutigen Kriegen, die grausame Weltherrschaft Roms zu stürzen, auf daß sich ein geistliches Reich zur Befreundung der Welt auf dessen Trümmern erhebe, die Herrschaft der Päpste, deren menschliche Schwächen der Teufel viele Jahrhunderte ohne Erfolg gegen die

Herrlichkeit ihrer geistigen Bestimmung zu benutzen suchte.

Das hatten die Isländer unter Deuts Führung gewirkt, aber der Urstamm des Volkes war durch die Kriege erschöpft und das Land in die Gewalt der alles zerstörenden Kälte gekommen, der menschliche Kraft umsonst entgegenarbeitet. Da entwickelte sich in der von der Welt zurückgetriebenen Sinnenkraft und Frömmigkeit das geistige Paradies der Wissenschaften und Künste in den mächtigsten Köpfen dieses Urvolkes. Aber der Drang vieler verdorbener Fremden nach dieser Weisheit erregte den Stolz der Bewohner, und dieser Stolz führte die Verblendeten zur Gottlosigkeit und machte ihre Wissenschaft zu einer Schule des Teufels, der damit die nördlichen Völker lange Zeit von der Erkenntnis des Ewigen zurückhielt. Das Allgemeine der Wissenschaft, das große Eigentum aller, schwand, und jeder strebte sich allein und geheimnisvoll damit zu bereichern und die andern zu überragen, und mancher verschrieb gern seine Seele dem Teufel, daß er ihn mit neuem Wissen schmücke. Unter diesen Scheingelehrten hatte Luzifer, einer der dümmsten Teufel, seinen Thron aufgeschlagen und besuchte sie in der Gestalt verschiedener griechischer Gelehrten, die damals eine Nachblüte des alten Griechentums

zu erwecken suchten. Er hatte seine Schmelzhütte im Berge Hekla eingerichtet, wo er mit Lavagüssen und Aschenregen die Neugierigen zurückschreckte. Dort arbeitete er seit Jahrhunderten an der unnützen Aufgabe, den von Gott erschaffenen Menschen nachzubilden. Unendlich krumme Retorten hatte er sich geblasen, um allerlei Dünste unter einer mit Quecksilber gesparren Glocke zu verbinden. Tasse Erzsichten sollten ihre entbindende Kraft feurig dazwischenströmen. Er machte Wunderdinge und erkannte sie nicht in seiner Unweisheit. Er verzweifelte, weil er die Dummheit nicht erreichen konnte, die er sich zum Ziel gesetzt.

Nur einem Diener gestattete er den Eingang in seine Berghütte. Oferus hieß er und war der stärkste Heide, der sich dem Teufel ergeben hatte, weil er gesehen, daß sich alle Heiden vor ihm fürchteten. Und Luzifer brauchte ihn wegen seiner Stärke. Nun war seit dem 1. April des Jahres 938 Meister Spiegelglanz, einer der schrecklichsten Philologen Islands, von einer Irrfahrt durch Europa, um mit neuentdeckten Geheimnissen vor seinen Landsleuten zu prahlen, mit unerschöpflichem Mute heimgekehrt, weil ihm eine Hexe vorausgesagt hatte, daß er durch keine irdische Gewalt sterben könne. Sein furchtbares Ansehen hatte sich durch diese Zuversicht

noch vermehrt, und obschon beim Mondwechsel oder auch bei heftigen Anlässen er bösen Mächten häufig unterlag, so machte doch die gewaltige Stärke seines Armes ihn allen gefährlich. In seine rötlichen, sich rastlos bewegenden Augäpfel, die das Licht der Sonne mieden, konnte niemand hineinschauen. Sein weißes Haar, unter dem rötliche Haut glänzte, war greulich verwirrt, und die von Schmutz starrenden Kleider legte er erst ab, wenn sie gänzlich zerrissen waren. Er verspottete seine Landsleute, die den Berg Hekla zu besteigen für unmöglich hielten, und beschloß gegen den ersten Mai ganz heimlich eine Fahrt mit seinen zahmen Wölfen auf einem Schlitten dahin zu unternehmen, um alle Welt in Staunen zu bringen. Zu seinem Schicksale gehörte es, daß Luzifer am Tage vor dem ersten Mai mit Oferus sich entzweite, weshalb er am Abend gegen seine Gewohnheit nicht zu seiner Werkstätte zurückkehrte, um Feuer nachzulegen, sonst wäre Spiegelglanz verloren gewesen. Luzifer blieb voll Verdruß auf dem Blocksberg, um während der Nacht in wilderem Tanze alles Leid zu verlernen. Langsam näherte sich Spiegelglanz mit seinem Wolfsgepann dem Krater, mußte seine künstliche Brücke über Eisspalten schlagen, den Übergang der Aschenwolken abwarten und den breiten glühenden

Lavaström umfahren. Endlich mußte er seinen Schlitten stehen lassen und mühsam hinaufklettern. Hoch über ihm rauschte es in der Luft. Es war Melancholia, ein ernstes geflügeltes Weib, der Geist des schweren Elements dieser Erde. Sie trug ein schlafendes Kind in ihrem Arm und senkte sich vom Mars, dem befreundeten Sterne, hernieder in den Krater des Hekla. Das kleine Wesen, das den Luzifer zum Vater hatte, legte sie wieder unter die große Glasglocke, da es ihr zu ungebärdig wurde. In jeder Unart seiner Unnatur spukte des Teufels kleiner Teufel. Als sie den Teufel kommen hörte, flog sie mit einem letzten Blick nach dem Kinde hin zögernd empor.

Luzifer stieg von seinem Bocksgespann ab, warf sich in seiner Bergküche aufs Strohlager und versuchte zu schlafen. Aber immer wieder sah er den Einsiedel, dem er am Morgen begegnet war, betend am Wege liegen, umsummt von tausend früh erwachten Fliegen, spürte die alten Tücken, als ihm Oferus den Esel mit dem schwarzen Kreuz auf dem Rücken bringen wollte. Dann sah er sich mit Oferus mitten unter der großen Viehherde. Da rief die Hirtin:

„Herr Jesu Christ, mein Vieh!“

Und sieh, die Kinder stoben auseinander.
Um sich an dem Mädchen zu rächen, zeigte
Luzifer ihm Gold und sprach:

„Du hast ein paar so schöne rote Backen,
Ich muß dich einmal derbe daran packen.
Du hast so krause Härlein wie von Gold
Und bist doch arm, bestimm selbst deinen Sold!
Du hast ein paar so tüchtig runde Beine,
Die suchen zierlich nach dem trocknen Steine,
Und wie das grüne Röcklein sie umschweift,
Der Wind erbebend in die Falten greift.
Und seh ich deiner Brüst geschnürtes Nest,
So möcht ich steigen auf die schlanken Äst,
Und möchte nach den beiden Eiern greifen.“

Noch spürte er die Ohrfeige, die er da empfing,
noch sah er sich in den Graben rollen, der voll
Regenwasser war. Als er sich mühsam auf-
richtete, sah er, daß sie an ihrer Seite ein Marter-
knöchlein vom heiligen Sankt Veit trug. Hatte
er darum die Märtyrer gemacht, daß man mit
ihren Knochen ihn vertreibe! Mit einem Spott-
gesang watete die Hirtin durch den Grund zum
jenseitigen Acker, den ihr Schatz umpflügte.
Der rief herüber, ob man im Graben auch
weich liege, packte sein Mädchen wie einen
bunten Ball, hob es in die Luft und fing es
wieder. Da schwand ihm alle Lust, mit dem

anzubinden, doch Oferus schien dies schwach, so daß er einen Weidenbaum aus dem Boden riß und ihn weit über die Köpfe der beiden warf. Oferus, der sah, daß der Teufel sich vor dem Namen Christi fürchtete, stieg von seinem Gaul, ging querfeldein und sah sich nicht mehr nach Luzifer um. Er wollte Christus, den Stärkeren, suchen und ihm dienen. Während Luzifer über all dies nachsann, erwachte das Kind unter der Glocke und schrie nach Kinderart. Erst wagte er nicht hinzusehen, dann aber erkannte er die schöne Gestalt des Kindes, das auf dem Quecksilber unter der Glocke schwamm. In freudiger Erregung rief er:

„Wahrlich du bist aus meinem Geiste, hast Augen wie Schlangen, und deine Züge sagen mir, daß du ein Mädchen bist. So soll es sein. Von einem Knaben kam die Macht in die Welt, die du untergraben sollst. Steig heraus, du bist doch wenigstens ganz mein!“

Er nahm das schreiende Kind unter der Glocke hervor, doch wie er dessen Arme betrachtete, sah er seidene Flaumfedern daran. Gleich riß er diese aus, damit das Kind ihm nicht entfliehen könne. Als das Mädchen schrie, hätte er es am liebsten vernichten mögen, denn er bedachte jetzt, daß ihm Kinderpflege unmöglich war. In

diesem Augenblick schob Spiegelglanz seine Kopf über den Rand des Kraters, und Luzifer mußte gleich, wem er das Kind in Pflege gebe könne. Auch mußte er, daß Spiegelglanz neugierig sei, zu erfahren, wie es in Vulkane zugehe. Er verwandelte sich flugs in dessen Freund Plotin, lugte durch einen Spalt und dachte bei sich: er wird das Kind pflegen, ich nehme den Lohn und er behält die Mühen.

„Hel guter Freund,“ rief Spiegelglanz hinab „wie geräfst du in diese geheimnisvolle Tiefe?“

„Steig nur die Leiter herab, an dem warmen mächtigen Schlot läßt sich besser erzählen.“

„Sieh, da bin ich nun! Das sieht ja wunderbarlich aus hier!“

„Das größte Wunder fand ich eben hier unter dem Glas. Es wird von Adams Zeiten herkommen und noch viel vom Paradiese wissen.“

„Ein seltsames Produkt. Ob es wohl auch etwas in sich hat von dem Apfel, dem wir fluchen.“

„Ich merk, du möchtest es wohl gern für diese Welt erziehen.“

„Du rietest meinen Wunsch.“

„Du willst es, Freund! Doch bedenke: ein seltsam Kind — ein seltsam Werk.“

„Ich werde schon seine Tücken bändigen.“

Ich werd's in das trübe Zimmer sperren, wo
seine wilde Kraft vertrocknet."

„Dies tu, doch mit System. Ich muß fliehn,
denn mein griechisch Ohr erkrankt bei Rinder-
geschrei.“

Während Luzifer die Leiter im Schornstein
hinauffstieg, erfaßte Spiegelglanz Mißtrauen.
Er dachte, Plotin könne die Leiter nach sich
ziehen und ihn in der Tiefe verkohlen lassen.
Er rüttelte an der Leiter. Da ließ sich Luzifer
von der Leiter herabfallen unter die Retorten
und stellte sich tot. Erst trauerte Spiegelglanz
um den toten Freund, dann aber nahm er
das Kind und stieg vorsichtig mit ihm die Leiter
hinan. Währenddessen verwandelte sich Luzifer
in eine Aschenwolke, erhob sich und rief mit
fremder Stimme:

„Ich bin der Engel Gabriel, vom Gott der
Tiefe, der dieses Kind erschuf, gesandt. Du
sollst dem Kinde Hüter sein und auch Prophet.
Dem Gott der Höhe ist das Wesen feind. Einst
wirfst du durch dies Kind viele Wunder tun.
Es wird den heiligen Stuhl besteigen, und euch
Beiden wird großer Ruhm erblühen.“

Spiegelglanz spähte fragend zu der über ihm
schwebenden Wolke empor und versprach der
Stimme, der Spiegel ihrer Worte zu werden.

Zu gern hätte er den Sprechenden geschaut, aber Luzifer rief ihm nur noch zu:

„Wenn du dereinst deine Sendung erfüllt, wird dir des Kindes Liebe reichster Lohn.“

Bei diesen Worten verschwand er. Die Sonne glänzte über dem beschneiten Berggipfel, und die Wölfe heulten vor dem Schlitten, als sie Spiegelglanz kommen sahen.

Die ersten Jahre des Teufelskinds

Spiegelglanz kam glücklich mit dem Kinde zu seinem Berghaus. Er nähte es in einen Wolfspelz und ließ es im Walde von einer Wölfin säugen. Nach einem Jahre, als es Menschenkost genießen konnte, sperrte er es in einen Kasten und bestieg mit ihm ein Schiff, um gen Rom zu fahren, wurde aber an die nordfranzösische Küste verschlagen. Nun war er einerseits sehr begierig, die Entwicklung der Aussprache an dem Kinde zu beobachten, andererseits zwang ihn die Not, in Sprachen und anderen gelehrten Dingen, womit der Teufel ihn zum Lohn belehrt hatte, Unterricht zu geben. Beide Zwecke zu erreichen, brachte er das Kind in einer Kalkhöhle am Montmartre unter, wo er es verborgen und stumm, damit es keinen Menschenlaut vernehme, aufzog, während er als Lehrer der Hauptschule zu Paris durch seine Strenge der Schrecken der Jugend und durch sein Vielwissen das Staunen der Gelehrten wurde.

Nach zwei Jahren, in einer Mairnacht, trug Spiegelglanz das Kind auf den Montmartre, um zu hören, ob und wie es im ersten Anblick der Sonne ihren Urnamen verwundert ausspreche. Der Ort war so abgelegen, daß er mit Sicherheit auf ungestörte Einsamkeit rechnen konnte;

aber leichtsinnige Liebe spielte seinem gelehrten Humor einen Streich. Der junge Römer Raffael, einer seiner schlimmsten Schüler, war mit seiner Schwester durch den Haß ihrer Schwiegermutter, der berühmten Marozia, deren eigener und einziger Sohn von einer Amme geraubt worden war, zu entfernten Verwandten nach Paris verbannt. So trieb er sich früh ohne Aufsicht umher, verließ sich alle Schulgedanken und ging leichtsinnig der Bauerntochter Marton in die Arme. Alle Morgen schlich er in Ehren zu seiner Marton, und wie denn damals noch wenig Umstände beim Heiraten gemacht wurden, so beschloß er, sie am ersten Mai zur Frau zu nehmen und ein Landmann zu werden. Heimlich hatte er alles betrieben und überraschte seine Mitschüler mit einem Trinkgelage, auf das er sie zur Nacht eingeladen. Bald schwärmten sie mit Flaschen und Krügen zum Thor hinaus gegen Sonnenaufgang. Ihr Singen und Lärmen hörte Spiegelglanz, als er dem Kinde die schwarze Binde, welche ihm noch das Licht verschloß, von den Augen nahm. Er sah sich um, doch der Lärm verhallte wieder irgendwo. Wie er noch darüber sann, welches Wort das Kind wohl sprechen würde, kam das Singen und Lärmen wieder näher. Da sah er auch schon eine Zahl verummter Schüler

herankommen. Als diese seiner ansichtig wurden und ihn erkannten, verhöhnten sie ihn undboten ihm von ihren Getränken an. All sein Drohen half nichts. Da kam ihm Luzifer in Gestalt einer Wolke zu Hilfe und betäubte den Anführer der Singenden, Raffael, der eben das Kind vom Boden heben wollte, durch einen Blitz. Die übrigen erschrakten und flohen davon. Nun schwebte Luzifer auf den Schwingen einer schwarzen Gewitterwolke über Spiegelglanz und riet ihm, mit dem Kinde vor dem wilden Haß der Schüler zu fliehen und das Kind Johannes zu nennen. Dann zerflatterte die Gewitterwolke. In einem Busche schlug eine Wachtel: Liebe Gott! und das Kind sprach etwas mühsam noch: „Liebe Gott!“ Und wieder rief die Wachtel: Lobe Gott! und wieder antwortete das Kind: „Lobe Gott!“ und Spiegelglanz freute sich, daß das Kind die Sprache seines Stammes hatte und beschloß, mit ihm nach Deutschland zu reisen. Luzifer warf Steine aus der Luft herab, um ihm den Weg zu zeigen.

Marion kam mit einem gefüllten Weinkrüge auf die Höhe des Montmartre und fand Raffael erst nach einigem Suchen. Sie war außer Atem, weil sie an dem Krüge schwer trug und zur Hochzeit schon recht schön eingeschnürt war. Erst glaubte sie, er schlafe, dann aber erschrak

sie, als Raffael aus der Betäubung, in die der Scheinblitz Luzifers ihn geworfen hatte, wie vom Tode erwachte. Nachdem er sich an dem frischen Wein gestärkt, glaubte er, er habe geträumt, Spiegelglanz sei mit einem Kinde auf dem Montmartre gefessen vor Sonnenaufgang. Marton aber, die sich keinen Reim darauf machen konnte, drängte ihn ins Dorf hinab, wo der Hochzeitszug ihrer schon wartete. Als sich der Zug auf dem Wege zur Kirche befand, kamen die Schüler, die sich wieder zusammengefunden und nach dem Erschlagenen vergeblich gesucht hatten, ihm entgegen. Ein Chor weißgekleideter Mädchen sang:

„Jung gefreit
Hat niemand gereut,
Lustig heisa Hochzeit,
Hätt's der Vater nicht getan,
Könnten wir den Sohn nicht führen
Auf derselben Ehrenbahn.

Wer will Kindeskindern sehn
Und selbst sie zur Hochzeit führen,
Muß die Liebe bald bestehn
Und sich gar nicht lange zieren.
Hochzeit, Kindtauf nah beisammen
Treibt die rechten Segensflammen.

Die Schüler erkannten in dem Bräutigam ihren Mitschüler Raffael, schlossen sich dem Zuge an und freuten sich auf den reinen Wein, den er ihnen nun einschenken müsse. Und lustig sangen sie mit im Chor:

„Hat der Priester die Gebühren,
Sigen wir beim alten Wein
Allzusammen.
Braut und Bräutigam bleibt allein,
Lustig heisa Hochzeit!“

Ohne Luzifers Beistand hatte sich Spiegelglanz mit dem Kinde mühselig bis an den Rhein gebettelt. Nach zwei Monaten steten Fluchens über die wilden und spärlich bewohnten Gegenden sah er eines Abends eine Welt des Lichtes vor sich liegen, die das Kind mit ausgestreckten Händchen und freudigem Lallen begrüßte. Die Sonne ging hinter ihm nieder und beglänzte die gegenüberliegenden Bergufer eines breiten Stromes. Welch silbernes Gewoge, welch grüne Weinlauben, wie Laubennester an den Felsen geschmiegt, welch vielzackige Burgen mit wehenden Bannern, welch enge, dichtumlaubte Städtlein mit Kirchtürmen im Rheine gespiegelt, welch trauliches Geläute, das in fernen Felswänden das Echo weckte, und mitten im Strome ein sechseckig Schloß, wie

ein in der Flut verankertes Schiff. Und wie Spiegelglanz mit erstaunten Sinnen, denen eine neue Welt aufgegangen war, an dem Ufer hinschritt, sah er einen Riesen, der mit einer ausgerissenen Tanne am Strande stand. Kaum hatte der ihn erblickt, so legte er den Tannenbaum hin und winkte dem Wanderer freundlich zu:

„Fürchte dich nicht vor mir, wenn ich auch groß und gräßlich bin.“

„Ich fürcht mich nicht, denn bei uns findest du nicht reiche Beute.“

„Als ich noch in des Teufels Diensten stand, beraubte ich alle, die des Weges kamen. Seitdem ich aber den Stärkeren erkannt habe, hat man von Oferus nichts Schlimmes mehr vernommen. Und nun heiße ich Christoforus und helfe jedem mit freundlichem Gesicht, und trag auch euch gern hinüber.“

„Ich danke Euch. Ich möchte drüben mich ausruhen und die heilige Schrift ergründen. Vielleicht könnt Ihr mir auch noch sagen, wie ich mich drüben mit diesem Knaben ernähren kann.“

„Was fällt mir ein? Doch seht, Ihr könntet versuchen, den Wächter auf der Pfalz dort anzutreffen. Er wünscht dem jungen Pfalzgraf Zeitvertreib und einen Lehrer.“

„Das dünkt mir herrlich. Laßt uns sogleich hinüberfahren.“

Eben wollte sich Christoferus zur Überfahrt bereit machen, da stieg der treue Ritter und Wächter des jungen Pfalzgrafen zu ihnen hinauf, begrüßte sie und beklagte, daß er seinen kleinen Grafen mit nichts zufrieden stellen könne, daß er alles verwerfe und nur vergnügt nach seinem Spiegelbild im Brunnen greife. Daraus erkenne er, daß das Kind Gespielen seines Alters verlange, aber er traue den Kindern der Gegend nicht, weil die Lehnsvettern ihren Anhang überall ausstellten, um den jungen Pfalzgrafen beiseite zu schaffen. Das gab Christoferus Gelegenheit, von Spiegelglanz und dessen Rinde zu reden, und der Alte gewann dies beim Scheine seiner Hornlaterne so lieb, daß er beide noch am selben Abend mit hinübernahm. Schon stieg das Dunkel von den gegenüberliegenden Höhen, die Ufer des Rheins rückten weit auseinander und die Lichter des Schlosses schimmerten anteillos herüber. Spiegelglanz stieg furchtlos mit dem Rinde in den Nachen und vergaß, dem Riesen zu danken, denn Eigensucht versäumt die Dankbarkeit. Der dunkelrollende Strom wogte so heftig und schäumte über den Nachen, daß Spiegelglanz schon sein Leben für verloren hielt und tückisch den schwarzen Rhein schalt, als sie endlich, glücklich angelangt, die Leiter hinaufkletterten und auch durch die

ernsten eisernen Ritter unbehelligt hindurchgingen.

Der kleine Pfalzgraf schlief schon, aber sein freudiges Erwachen, als er am anderen Morgen das fremde Kind sah, es fassen und streicheln durfte, können nur Einsame begreifen. Weniger gefielen sich der Wächter und Spiegelglanz, als sie einander beim Tageslicht betrachteten, aber es kam beiden wenig aufs Gefallen an. Der Alte überließ beide Kinder der Aufsicht des Spiegelglanz, den eine schier endlose Reihe von Versuchen, wie er beide durch Nachäiferung zu einer vorzeitigen Gelehrsamkeit bringen wollte, in emsiger Tätigkeit erhielt. Er suchte die Kinder zu gleicher Zeit in der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache zu unterrichten, indem er die Zeit ihres Wachens in drei gleiche Abschnitte theilte. Während jedes einzelnen durfte nur eine dieser Sprachen geredet werden. Doch mehr als alles wirkte die Liebe, die sie zueinander hegten, und die nur bei Johannes, so wurde das Findelkind nach Luzifers Willen genannt, durch die Erinnerung an Raffael bedrückt war. Spiegelglanz konnte unmöglich erraten, daß dies ihm verhaßte Antlitz, welches dem Kinde auf dem Montmartre zuerst ins Auge geblickt hatte, ihm so dauernd in der Seele stehe. Johannes war oft schwernützig

in dieser Sehnsucht, er langte nach etwas, was nirgends zu finden und zerbrach aus Ungeduld alles, was ihm in die Hände fiel. Oft waren es die liebsten Spielsachen des kleinen Pfalzgrafen, der seinen Schmerz verbiß, indem er mit zerstören half. Es war ein wunderlicher Anblick, die beiden Kinder in dem einsamen Hofraum der Pfalz spielen zu sehen, aber eigentümlich, wenn man hinter den blühenden Rosenbüschen die roten Augen des Spiegelglanz gewahrte, die ruhlos wachend die Kinder hüteten, damit die Verschiedenheit der Geschlechter weder ihnen noch dem alten Ritter kund werde.

Allzulange sollten die schönen Tage der beiden Kleinen nicht währen. Eines Tages stritten sich Spiegelglanz und der Wächter, und bei diesem Streite, der mit dem Fortgang des Meisters Spiegelglanz endete, fühlten die beiden Kinder solche Angst, daß sie sich umklammerten und nur mit Mühe voneinander gebracht werden konnten. Mit heimlichen Flüchen, das weinende Kind im Arm, stieg Spiegelglanz in den Nachen. Mit lauten Flüchen stieg er hinaus, denn es war inzwischen Nacht geworden, und in Caub, wo sie gelandet waren, fanden sie alle Häuser schon verschlossen. Endlich mußte er sich bequemem, ein Kloster um Obdach anzusprechen. Am andern Morgen ließ er das Kind Buchstaben

zu Worten zusammenlegen zum Erstaunen der Mönche. Das Wunderkind erregte Aufsehen, wurde reichlich beschenkt und dem nächsten Kloster empfohlen. Spiegelglanz fand dieses Leben so bequem, den steigenden Ruhm so wohlthuend, daß er den armen Johannes mit Strafen, ja sogar durch Hunger und Durst zwang, auch das lateinische A=B=C zu Worten zusammenzusetzen. So zog er durch Franken und Bayern mit wechselndem Glück. Als Johannes ins vierte Jahr ging, kam er mit ihm wieder in Mainz an und hörte, daß ein zahmer Wasserstar, der seltsame Künste verstanden, das Schloß des Pfalzgrafen den Bettern verraten habe. Nächstens soll er einen feinen Zwirnsfaden vom Ufer fliegend hinübergebracht haben, an diesem Zwirnsfaden habe der kleine Pfalzgraf auf sein Geheiß einen Bindfaden über die Mauer gezogen und an dem Bindfaden eine Strickleiter, die der Vogel an dem Fenstersims wohl befestigt hatte. An dieser Strickleiter seien die Räuber ins Schloß gekommen, hätten den Pfalzgrafen geraubt, und der alte Wächter habe sich, nachdem er am Morgen den Kleinen vermißte, aus Verzweiflung mit allen Reifigen in dem Schlosse verbrannt.

Die Legende vom Markobrunnen

Spiegelglanz gelang es trotz seiner Kenntnisse nicht, die Gunst des Erzbischofs zu gewinnen, denn sein furchtbares Außere schreckte jeden ab. So richtete er um so mehr sein Augenmerk auf Johannes, verbreitete selbst durch Bestechung und Briefe dessen Ruhm, doch auch auf diese Art gelang es ihm nicht, die Neugier des Erzbischofs so zu wecken, daß der dieses Wunderkind zu prüfen Lust gezeigt hätte. Luzifer kam deshalb in der Gestalt des gelehrten Griechen Chrysoloras nach Mainz und fand die Schule seinen Absichten angemessen, da die Schüler den einzelnen Lehrern ganz überlassen blieben. Der Erzbischof empfing den ausländischen Gelehrten mit seltener Auszeichnung und konnte vor Ungeduld die Zeit kaum abwarten, das von dem weisen Manne so hochgerühmte Wunderkind zu sehen. Bei dieser Nachricht faßte Spiegelglanz neuen Glauben, und da er Johannes nicht ganz willig fand zu geistiger Anstrengung, so ließ er ihn zwölf Stunden dursten. Als der Kleine inständig um einen frischen Trunk bat, sagte Spiegelglanz, er müsse heute zur Strafe sogar noch dem Erzbischof die lustige Legende vom heiligen Markus deklamieren, dann erst dürfe er seinen Durst stillen. Nur

mit Widerstreben folgte der Kleine seinem Lehrer zu dem bischöflichen Palast. Der Lehrsaal war schon voller Neugieriger, als der Erzbischof, an seiner Seite Luzifer als Chrysoloras und hinter ihnen die Herren vom Hofe, die Geistlichen und die Lehrer der Universität, eintraten. Nachdem der Knabe einige Buchstaben zu Worten zusammengelegt hatte, fragte der Erzbischof den griechischen Gelehrten, wer der Mann mit den roten Augenringen sei. Luzifer erzählte ihm, es sei Meister Spiegelglanz, der selbst alle Sprachen auf das beste beherrsche. Der Erzbischof meinte, dies sei ein sonderbarer Name und er dachte an den alten lahmen Quacksalber Wasserschein, der zu jenen Zeiten in Mainz Wunderkuren vollbrachte. Chrysoloras ließ darauf von Johannes aus den griechischen Buchstaben Worte zusammenlegen. Aber der Erzbischof schien mit dem Können des Kleinen nicht zufrieden. Da ließ Spiegelglanz fragen, ob Johannes etwas Ernstes oder etwas Heiteres vortragen solle. Der Erzbischof verlangte nach etwas Lustigem und so stieg Johannes auf den Tisch und deklamierte in herzlichster Erwartung des versprochenen Trunks

Die Legende vom Markobrunnen:
„Im Sauertal zwischen hohen Bergen
Ein heilsamer Brunnen sich wollte verbergen.

Der Barfüßer Markus entdeckte ihn doch,
Fängt ein das Wasser in einem Loch,
Und mauert schwere Steine im Kreis,
Daß es nicht mehr zu entlaufen weiß,
Und baut sich ein Haus und ein Gärtchen dabei
Und sagt, daß ihm jeder willkommen sei,
Der versuchen will des Wassers Kraft,
Die keine Mühle treibt, aber Gesundheit schafft. —

Da wohnet er schon den ganzen Sommer,
Die Leutchen sagen, er sei ein Frommer.
Wovon er lebt und ob ihm wohl dabei,
Das ist den Gefunden ganz einerlei,
Sie bringen ihm da kein gutes Essen,
Die Bissen sind ihm knapp zugemessen,
Das Wasser mit seinem gefunden Magen
Will sich nicht sonderlich gut vertragen.
Doch wenn ein Kranker zu ihm gekommen,
Da hat er ihn immer wohl aufgenommen,
Das Wasser mit frommem Segen geweiht,
Mit seinem Räte sich hilfreich erzeigt,
Das tut er alles aus christlicher Liebe,
Auf daß er sich in der Barmherzigkeit übe! —

Als der Sommer vergeht, als kein Kranker mehr
Verläßt der gute Markus den Ort, [dort,
Und will jetzt ziehen zu seinen Brüdern,
Die dienen im Kloster dem Herrn mit Liedern,

Und sammeln den Wein in den herbstlichen Tagen
Und brauchen am Hungertuch nimmer zu nagen.
Er wandelt hungernd am Pilgerstab
Durch rauschende Blätter das Thal herab,
Nun schaut er am letzten Berge herunter,
Da sieht er die Welt so froh und munter,
Die Leute herbsten am ganzen Rhein,
Im Strome glänzet der Sonne Schein,
Die Fässer werden mit Eil gefahren,
Es ist das Beste von allen Jahren,
In den Butten zerstampfen so eilig die Knaben
Den Überfluß an Gottes Gaben.

Der Markus segnet mit Freudenblicken
Das Land und singt laut vor Entzücken:
Es gibt ein Land, heißt Kanaan,
Da tragen an einer Traub zwei Mann! —
Das Singen ging ihm so recht von Herzen,
Er vergaß darüber Hunger und Schmerzen.
Er kneipt die Mädchen in ihre Wangen,
Und hat doch gar kein böß Verlangen,
Und schreitet daher wie ein junger Mann,
Und jeder sah ihn recht freundlich an.
Doch jedes Ding hat eben sein Maß,
Und Mittelmaß ist die beste Straß.

Es verging ihm endlich Stimme und Mut,
Er dachte: ich nehm ein Träublein gut,

Das stillt mir Durst und Hunger zugleich,
Damit ich noch heute mein Kloster erreich. —
Seht, wie er nun nach dem Träublein langt,
Das, nahe am Wege, so golden prangt,
Da laufen die Schützen mit ihren Stecken,
Den armen Markus mit Schlägen zu decken.
Der Reiche zahlt mit Geld, der Arme mit der Haut,
Und haben doch beide auf einen Gott vertraut.
Er nimmt die Strafe in Demut hin
Und meint in seinem geduldigen Sinn:
„Ich tat wohl unrecht, so zuzulangen,
Ich sollte erst mit Bitten anfangen!“
So tritt er zu einem Reichen mit Glauben
Und bittet den um einige Trauben,
Weil er den Tag noch nichts gegessen.
Das findet der Reiche aber vermessen
Und sagt ihm, er soll sich zum Teufel scheren,
Der könne wohl Bettler mit Trauben ernähren.

Die Worte hörte ein Nachbar von weitem,
Der wenig Wein nur konnte bereiten,
Sein Garten lag dürr auf Felsenstein,
Die Trauben zwar gut, das Gärtchen gar klein.
Drum mußte er auch, wie den Armen zumute
Bei seines Nachbars reichem Gute,
Und rief den Markus in seinen Garten,
Daß er ihm könne mit Trauben aufwarten,
Und reicht ihm eine volle Butte,

Draus soll er nehmen in seine Rutte,
Und zehren davon nach Bedürftigkeit
Und sprechen mit ihm von der lieben Zeit.

Der fromme Markus kennt wenig die Welt,
Er meint, daß jener ein reiches Feld
Und dieser ein armes besitzen müsse.
Drum zehrt er bei ihm und ruht die Füße.
Und da ihm die Trauben so lieblich schmecken,
So tut ihn das Essen zur Andacht erwecken,
Manch feuriges Wort die Lippen schmückt,
Dieweil er die Beeren im Munde zerdrückt.
Er predigt von Gottes allwaltender Güte,
Da tragen die Weinstöck' zum zweitenmal Blüte,
Und ehe er noch ist zu Ende gekommen,
Da sind es schon kleine Trauben vollkommen,
Und wie er den Mund nun trocken gepredigt,
So hat er mit Essen die Butte erledigt.
Gleich füllt sie der arme Bauer mit Eile,
Als ob er geliehenes Gut hier verteile,
Und Markus predigt mit neuem Eifer,
Und nährt sich, als sei er des Weinbergs Käufer.
Er keltert mit seinem lehrenden Munde
und weiß davon gar nichts bis diese Stunde,
Wo er in seinem Bauche verspürt,
Wie ihn der Most da tormentiert.
Das wird ein Rollen, hinauf, hernieder,
Er schreit: „Tut Buße, ihr lieben Brüder,

Denn wie die Funken in der Asche rennen,
So wird einst das Gewissen euch brennen,
Dann möchtet ihr löschen, ihr könnt es nicht,
An tausend Orten die Reue ausbricht."

Das muß man wahre Eingebung nennen,
Er selber möcht löschen, wo nichts tät brennen,
Er wäre selber fast umgesunken,
So laufen in seinem Leib die Funken.
Es war drin ein Gären wie in dem Keller,
Er möchte jetzt gehn, doch drängt es ihn schneller,
Und doch muß die Predigt er erst beschließen,
Wahrhaftig, er muß sonst den Weinberg begießen.

Es hat ihn bezwungen, er war so begeistert,
Da hat das Bedürfnis ihn übermeistert:
„Der Wille ist gut, das Fleisch gar schwach.“
Da fließet von ihm ein kleiner Bach,
Er kann weder Worte noch Wasser halten,
Er predigt, es läuft an der Rutte Falten,
Er schämt sich und schaut zum Himmel hinauf
Und läßt dem Strome auf Erden den Lauf.

Da schreiet „Wunder“ der fromme Hörer,
Es schauet nieder der heilige Lehrer
Und siehet die schönste Quelle klar,
Die rieselt im Weinberg so wunderbar.
„O Wunder,“ ruft der arme Bauer,

„Ihr Kinder, geendet ist unsre Trauer,
Warum wir so viele Jahre geklagt,
Daß uns ein Quellchen im Weinberg versagt
Das ist nun verwandelt, es fließet die Quell
Hier unter des heiligen Mannes Stelle
So recht von seiner heiligen Mitte,
Als ob sie ein Dächlein von ihm erbitte,
Wie jene, die er droben im Tale gefunden,
Durch welche die kranken Menschen gefunden
Sie scheint sich in seine Predigt zu drängen,
Wir wollen ihr nicht das Bettlein verengen,
Sie fließt ja in solchem Überfluß,
Es wird ein lieblicher kleiner Fluß.
Und hat er den Weinberg uns erst durchronnen,
Dann sammeln wir ihn unten in einem Bronnen,
Daß, wer dürstend vorüberzieht,
Sich da erquicke, ganz unbemüht.
Und Bänke wollen dabei wir stellen,
Und eine Inschrift über den Wellen,
Daß eine Wohltat uns hat verschafft,
Als wir noch arm, des Wassers Kraft,
Die unsern Weinberg zum schönsten auf Erden
Durch ihre frische Kraft ließ werden.
Wie heißt du denn, heilger Wandrer auf Erden,
Da nach dir der Brunnen benannt soll werden?“

„Der Wassermarkus pfleg ich genannt zu werden.“
So spricht der Fromme, sieht furchtsam herunter

Und siehet die Quelle, die rieselt gar munter.
 Da alles so herrlich ist abgelaufen,
 So möcht er die ganze Erde jetzt taufen
 Und spricht: „So heiß' der Markobrunn auf immer,
 Du reicher Brunnen voll Sonnenschimmer!“
 Dann segnet er ihn gar freudig ein.
 Der Bauer umzieht die Quelle mit Stein,
 Umzieht den Garten mit hoher Mauer,
 Die Tugend verwandelt in Freuden die Trauer,
 Weil Markus den Heilquell so gut behandelt,
 Sie hat ihn zur heilsamsten Quelle verwandelt,
 Denn nichts ist gesunder als guter Wein:
 „Jetzt schenket mir Markobrunner ein!“
 Im Sommer, da saß ich gar oft in der Hitze
 Am Markobrunnen auf steinernem Sige.
 Ihr könnt den Brunnen am Wege gleich schaun.
 Der Fürst ließ ihn so schön überbaun.
 Er schmeckt in der Hitze wie köstlicher Wein:
 „Dem Reinen auf Erden ist alles rein.“

Während der Knabe vortrug, unterhielt sich
 der Erzbischof mit Chrysoloras und den andern
 und hörte nur hin und wieder zu. Als Johannes
 geendet, erhielt er den versprochenen Trunk und
 den erzbischöflichen Gnadenkuß. Auch befahl
 der Bischof, ihn gleich in die Sängerschule ein-
 schreiben zu lassen. Spiegelglanz lobte er und
 stellte ihn als Lehrer mit festem Gehalt in seinen

Dienst, um den Wunderknaben zu erziehen. Dann ließ er dem Kleinen noch einen Trunk reichen und lud Chrysoloras ein, mit ihm auf die Schnepfenjagd zu gehen.

Mehrere Jahre vergingen ohne besondere Veränderungen. Der Erzbischof hatte das Wunderkind sehr bald zum Überdruſſe gehört, es wurde nicht mehr gerufen und lernte um so fleißiger unter der Zucht seines strengen Lehrers, der sich das Gemüt des armen Kindes immer ängstlicher unterwarf. Es durfte mit keinem andern Kinde umgehen, um sein Geschlecht allen zu verheimlichen. Und so lebte es immerfort von dem einen seligen Bilde aus frühester Kindheit, das immer wieder ungerufen in all seine Gedanken hineintrat, und seine innere bildende Kraft verkörperte sich dadurch immer gewaltsamer, so daß Spiegelglanz schon mehrmals mit Staunen wundersame Gestalten über dem Bette des Kleinen erblickte. Vor allem war immer wieder der erste Mai merkwürdig an Geschehnissen, die selbst Spiegelglanz nicht deuten konnte.

Traum s ch a t t e n

Drehn Jahre lebte das Kind der Melancholia in der geheimnisvollen Zucht der Phantasie, in ihrer freudigen Glut. Spiegelglanz beachtete über seinen vielen Anregungen und über seiner Eitelkeit nicht die seltsamen Schattengestalten, die oft über dem Haupte des schlafenden Kindes schwebten, mit denen es eigentlich lebte, während die Schule und der Lehrer ihm nur wie wesenlose Schatten des Lebens erschienen und sein eigentliches Denken störten. Spiegelglanz gönnte dem Kinde gar wenig Schlaf. Einmal aber erweckte ihn eine Unruhe vor der gewöhnlichen Zeit und trieb ihn in die Schlafkammer des Johannes. Gleich riefen die Traumwogen, die den ganzen Raum erfüllten, ein magnetisches Wirken in ihm wach, das ihn an den Träumen des Kleinen Anteil nehmen ließ. Farbiger Glanz glitt durch die frühe Dämmerung. An der oberen Wand über dem Bette erschien eine Landschaft unter einem schimmernden Licht. Gestalten tanzten darüber hin, und während das Kind schlafend in dem Willen der Natur sanft gebettet lag und mit den Träumen ein unberührtes Leben führte, hatte Spiegelglanz in der Betäubung ein seltsames Widerstreben aller Leidenschaften in sich zu erdulden. Endlich

aber raffte er sich zusammen, verwünschte den Spuk und weckte ziemlich unsanft den Knaben aus seiner unsagbar schönen Traumwelt.

Da Spiegelglanz Lehrer der Rhetorik und Poesie auf der Schule war, so verlangte er von sich, daß er auch Gedichte in allen gelehrten Sprachen machen könne. Auch hatte er wirklich einen Überfluß von Sprachfertigkeit, und ein bewegter Rhythmus lag ihm schon im Blute. Nur der Stoff fehlte ihm, der sein Leben, oder wenigstens den Augenblick, wo er ihn dachte, erfüllen mochte. So kam es, daß er über jeden Stoff herfiel und ihn den Schülern zur Versübung vortrug, und daß er auch den Traum des Johannes als ein Frühlingsfest in lateinische Reime brachte. Mit dieser Bearbeitung, die ihm genügend schrecklich endete, war er so zufrieden, daß er sie für eine bedeutende Gelegenheit aufsparte. Von seinen Schülern verlangte er oft, was nicht zu verlangen war, etwa, daß sie da fortfahren sollten, wo er in seiner Bildung stehen geblieben war. Auch hatten sie viel zu erdulden von der schrecklichen Vorratskammer, das heißt bei ihm poetische Ausdrücke. Besonders begabte Talente erscheinen bei solchem Unterricht oft untergeordnet, und so erging es zum höchsten Schmerz des ruhmstüchtigen Spiegelglanz auch seinem Johannes, der von dem

Ruhm eines Wunderkindes unter die mittelmäßigen und schlechten Schüler herabsank. Spiegelglanz versuchte alles, um ihm die Sprachen als das wesentliche Leben der Welt darzustellen. Aber der gute Willen des Kindes wurde verschüttet durch die ihm unsägliche Langeweile der alten Redner und Gelehrten. Mit um so größerem Eifer ergab sich Johannes dem Studium der Mathematik und wagte es eines Tages sogar, in das geheime Zimmer des Meisters einzudringen und vertiefte sich in die Formeln des Euklid. Über diesen Studien entstand auch ein längeres Poem, das er als von Spiegelglanz verfaßt vor dem Erzbischof deklamieren mußte. Ein höheres Geschick wollte es, daß Raffael, der acht Jahre früher sich als Weinbauer in der Gegend von Paris angesiedelt hatte und durch den Einfall der Normannen seine Frau und seine Kinder verloren, während des Vortrags zugegen war. Nachdem die Feier beendet war, erkannten sich Johannes und Raffael und freuten sich des Wiedersehens. Spiegelglanz stürzte in den Saal und erstach Raffael. Während Johannes, durch diesen Anblick ohnmächtig geworden, zu Boden sank, trug Spiegelglanz die Leiche auf die Terrasse und ließ sie an der steilen Mauer in den Rhein hinabgleiten. Als der Knabe sich erholtte, überredete

der Lehrer ihn, dies alles sei nur ein Traum gewesen.

Sowohl der Wissensdurst als auch die Schwerkmut wuchsen von Tag zu Tag in dem Kinde, und so beschloß Spiegelglanz auf Luzifers Rat mit ihm gen Rom zu pilgern. Gegen Abend hob er das schlafende Kind leise in den Rahm, die Gäule zogen an und die Fahrt ging langsam stromauf.

Vom Zauberwein der Venus, von Liebe und Wundern

Eine seltene Frau fesselte damals die Aufmerksamkeit der Gelehrten sowohl wie der Lebenslustigen. Es war die Fürstin Reintera, die in einem Landhause unweit Roms wohnte und gewöhnlich nur Fürstin Venus genannt wurde. Sie versuchte mit Leidenschaft alle Mythen der Venus in sich und ihrer Umgebung darzustellen, verstand und begriff alles, das Zarte und das Rohe, und ergab sich beiden, um beides zu ihren Genüssen zu zwingen. Ihr alter Götterdienst war bald mehr als Spiel. Sie verschmähte keine List, um immer neue geachtete Zeitgenossen für ihre Feste zu gewinnen. Sie fand auch bald unglaublichen Anhang, der immer weiter für sich selber warb. Sie stiftete geheime Feste der Ceres und dem Bacchus, und bald wurden ihr die wahren Geheimnisse kund mitten in dem Scheinbaren: die geistige Gewalt des Menschen über den Willen eines andern, wie sie theils in unmittelbarer Berührung, theils durch Vermittlung der in Feuer zerlegten Körper durchdringend wirken kann. Diese Kunst wurde bald Zauberei, bald heilige Beschwörung (heute Magnetismus und Hypnose) genannt, in ihr ruhte zugleich der höchste Segen

und der höchste Fluch, je nach Gefinnung der Menschen.

Spiegelglanz hatte Johannes immer von diesen Festen zurückgehalten, obwohl er selbst zuweilen sie besuchte. Die Fürstin jedoch haßte er, weil sie einen alten Glauben herzustellen trachtete, wie er selbst einen neuen zu finden suchte. Johannes aber hatte inzwischen genug von Reineria gehört, um bei aller Weltflucht doch eine Neugierde nach den verbotenen Gärten am Berge, wo die Fürstin residierte, zu fühlen.

Chrysoloras sah jetzt Johannes in der Blüte seines Jünglingsalters, sein Ansehn, nur durch den Ernst seiner Beschäftigung und durch die Schönheit seines Wuchses männlich, sonst so reizvoll, daß Spiegelglanz ihm kein hartes Wort mehr zu sagen wagte. Er war wegen seiner Kenntnisse, wie es damals leicht möglich war, zum Priester geweiht worden, und zwar im Jahre 956. Chrysoloras glaubte seinen Plan gegen die Christenheit der Ausführung nahe. Ein Trunk von ihm konnte den Papst Anaklet entseelen und ein geschickter Betrug Johannes erheben.

Ermüdet von einer weiten Wanderung über die Berge, suchte Johannes eine menschliche Wohnung zu finden, und die Sehnsucht trieb ihn unbestimmt hierhin und dorthin. Plötzlich

sah er eine frische Quelle in der Nähe einer Schmiede aus einer Röhre den Berg hinabfließen. Als er eben trinken wollte, trat ein junger Gesell mit einem Weinkrug aus dem Häuschen und sagte:

„Der Quell ist für die Tiere. Da trinken nur die Hunde und die Katzen, der Mensch trinkt goldenen Wein.“

Etwas überrascht sagte Johannes, er habe noch niemals Wein getrunken.

Da reichte ihm der Gesell seinen Weinkrug und hieß ihn trinken.

Johannes trank und fragte dann, wo er sich befinde, worauf der Gesell ihm erwiderte:

„Du bist in der Herzogin beglücktem Land. In diesem Häuschen wohnt der Goldschmied der Frau Venus, und ich bin sein Gesell.“

Johannes blickte in die Schmiede hinein und freute sich an den güldenen Spangen mit den bunten Steinen.

„Gefällt dir eine Spange, so kaufe sie dir,“ lachte der Gesell.

„Zum Kaufen braucht man Geld,“ sagte etwas traurig Johannes.

Darauf meinte der Gesell: „Weil du so ehrlich ausziehst, bezahlst du sie, wenn du wiederkommst. Und sollst du niemals Geld haben, so will ich sie dir eben schenken. Nur ein Versprechen

möchte ich dir dann abnehmen: wenn dir irgendwo ein Mädchen begegnet, dem du in heißer Liebe entgegenglühst, so schenke ihr im Namen meiner Fürstin diese Spange und komme mit ihr zu diesem Berg, wo ich euch an ihrem Hof einführen werde.“

Johannes, der doch so wenig von der großen Welt wußte, gefiel dies alles so wohl, daß er den Wunsch äußerte, schon gleich vor die Fürstin geführt zu werden. Der Gefell aber erklärte ihm, daß nur Paare zu den Festen der Frau Venus zugelassen seien und bemerkte, Johannes habe merkwürdig große Eile.

„Nein, Freund, du irrst,“ warf dieser schnell ein, „ich hab ein geistlich Herz!“

Da lachte der Gefell laut auf und sagte:

„Die treiben doch die ärgsten Späße und lassen mir keinen Augenblick Ruhe. Der eine faßt die Sandalen der Liebsten in Gold; der andere legt ihr Löckchen in ein goldenes Herz hinein, ein dritter bringt vom Ringfingerlein das Maß. Da laß ich mir zum Scherz die schönen Kinder selber kommen und sage, das Maß könne gar zu leicht trügen. Und dann kommen sie mit verschämten Wangen, strecken mir das rosige Fingerlein dar, und ich klemme es zwischen meine harten Hände, bis sie artig schreien. O, manche schon ward auf diese

Weise mein. Doch nun leb wohl, da seh ich einen den Berg hinauffsteigen, der mir schon viele Ringe abgenommen, auch einer mit einem geistlichen Herzen."

Pfeifend verschwand der Gesell in der Schmiede und hörte nicht mehr des Johannes Dankgestammel. Der ging nun, durch den Wein und die Worte des Gesellen angeregt, den Berg hinab der Stadt zu und griff dunkle, zusammenhanglose Akkorde auf seiner Laute. Als sich an einem kleinen Hause ein Fenster öffnete, blieb Johannes stehen und gewahrte ein Mädchen. Er trat hinzu und lud es ein, mit ihm zu gehen. Das Mädchen sagte:

„Die Mutter ist aus und ich bin eingeschlossen. Auch wird die Mutter es nicht erlauben.“

„Du liebes Kind, ich bring dir diese Spange. Sie schickt sie dir zum Zeichen, daß du mit mir gehen darfst.“

„Ich glaube dir ja herzlich gern, aber wohin werden wir gehen?“

„Das werden wir schon sehen. Sieh, wie die Spange auf deinem weißen Arme glänzt!“

„Womit kann ich dir denn dafür danken?“

„Mit einem Kuß!“

„Es sieht uns doch wohl niemand? Weshalb bleiben wir bei der Schmiede stehen?“

„Du hast doch Fingerlein.“

„Ei freilich, alle zehn,“ und sie spreizte ihre Händlein aus.

Johannes aber rief dem Gefellen. Der sprang diensteifrig hinzu:

„Gott grüß dich und deine kleine Taube. Das ging ja schnell! Gott schenke euch wackere Söhne.“

Stephania verwies ihn ob dieser letzten Worte, während Johannes ihm bedeutete, einen Ring zu bringen.

„Hast du jetzt Geld?“ fragte der Gesell lächelnd.

Johannes antwortete ernst und würdig: „Ich zahle dir bald, was ich bestellt habe. Nimm Maß von ihrem Fingerlein, doch drück es nicht, sonst . .“

„Ein gar wilder Freier,“ unterbrach ihn der Goldschmied, „der Wein vom Venusberg gibt Mut und gießt Liebe in die Adern. Aber einen Schein mußt du mir geben, und bezahlst du nicht, so wird die Fürstin dich als Sklaven nehmen.“

„Komm,“ drängte Johannes, „ich unterschreibe.“

Johannes, dem sanfte Zärtlichkeit nicht angeboren und noch weniger anerzogen war, wurde auf dem Wege nach Hause von der Kraft des Venusbergweines immer ausgelassener und zwickte zuletzt die gute Stephania, der nun von Herzen

bange wurde. Noch betrübter wurde sie im Landhause, als sie durch die Weinrebenlaube in die Küche und aus dieser in das Studierzimmer trat, wo unzählige Skulpturen, Bücher und wunderliches Gerät umherlagen, wo aber gegen die Aussage ihres lustigen Begleiters von ihrer Mutter keine Spur zu entdecken war. Johannes suchte die Mutter in allen Mauselöchern und meinte, sie würde bald ankommen, sie sei sicher einen Augenblick fortgegangen, um einzukaufen. Dann nahm er Stephania beim Kopfe, küßte sie derb ab, und als sie schrie, führte er sie in die Küche, zeigte ihr ein großes Stück Polenta, das sie braten und miteinander verzehren wollten. Stephania schien vorläufig zufrieden. Als die Polenta anfang zu schmoren, lief er in den Garten, holte ganze Bündel der lang gehegten schönen Blumen, die sonst bis zum letzten Glöckchen unberührt verblühten, schüttete sie Stephania in den Schoß, nahm ihr Strumpfband und riffelte es zu Bindesäden auf, damit sie zum heutigen Besuche bei der Fürstin Venus sich noch Kränze winden und schmücken könnte. Und wenn sie einander nahe waren, um einen Kranz anzufangen, küßten sie sich. Und wie sie die Enden zur Verbindung näherten, küßten sie sich wieder und tanzten, wie es ihnen so einfiel, bald neckend,

bald zugend, bald zudringlich und zurückweisend um den Herd. Johannes sang ein Liedlein und Stephania sang mit:

„Der Kranz wird nun gebunden,
Die Enden fassen einander im Ring,
Wie wir vor wenig Stunden,
Als ich beim ersten Kusse dich umfing.

Ohne Anfang, ohne Ende ist nun der Kranz.
Anfang und Ende ein flüchtiger Kuß.
Ohne Anfang und Ende hegt uns der Tanz.
Anfang und Ende gibt sicher Verdruß.“

Als sie den letzten Vers gesungen hatten, vernahmen sie ein schlimmes Gezänk zwischen Spiegelglanz und der alten Sabina, der Pflegemutter Stephanias, das sich auf folgende Weise entsponnen hatte. Spiegelglanz war von einer Gebirgswanderung zurückgekommen und fand im Garten vor seinem Hause die Alte, die ihn anfuhr:

„Ich suche meine liebe Tochter hier. Habt ihr sie verführt, so sollt ihr bluten.“

„Was will das alte Weib in meinem Garten?“

„Gebt mir meine Tochter oder ich dreh euch den Hals herum! He, Stephania, hörst du nicht! Geschwind nach Haus.“

Johannes kam mit Stephania aus der Küche und bat die Pflegemutter, Stephania heute

abend zum Feste der Fürstin Venus mitnehmen zu dürfen. Diese aber nahm ihre Tochter bei der Hand und verließ schimpfend den Garten. Spiegelglanz begann mit Johannes zu disputieren, mußte aber schließlich einsehen, daß eine heiße Liebe des Johannes Herz für Stephania entflammt hatte. Nun mußte er, so schwer es ihm auch fiel, ihm sein Geschlecht verraten. Mußte ihm sagen, daß er als Jungfrau fälschlich die heilige Weihe empfangen habe und fügte noch spottend hinzu, was seine Geliebte wohl antworten könne, wenn die Leute sie nach ihrem Bräutigam fragten. Johannes starrte den Meister vernichtet an. Er war also auch von dem Geschlechte, das die Welt ins Unglück brachte, er war verführt und hatte verführt, er hatte eine Jungfrau mit wildem Verlangen geküßt. Welch widernatürliche, unmögliche Sünde! „Gott, o Gott, verwandle oder vernichte mich!“ Nach diesen Worten stürzte er besinnungslos nieder. Spiegelglanz hob ihn auf und trug ihn ins Haus.

Als Johannes nach mehreren Stunden aufwachte, betete er, daß alles, was er eben erlebt hatte, unwahr sein möchte. Aber Spiegelglanz entwickelte ihm die volle Wahrheit seiner Erinnerungen und stellte ihm die Herrlichkeit der päpstlichen Weltherrschaft recht lebendig vor

Augen. Johannes dachte bei all der versprochenen Herrschaft an nichts als an die Möglichkeit, dann nach seinem Gefallen alle Welt für sich einzurichten und sie ebenso zu kränken, wie er sich selbst durch die Einrichtung der Welt gekränkt fühlte. Diese Umschöpfung wurde ihm Lebensreiz, und mit schrecklicher Lebhaftigkeit stand bald als wahr und wirklich vor ihm, womit die Gelehrsamkeit des Spiegelglanz ihn bis dahin unterhalten hatte.

Spiegelglanz fragte Johannes nach allem aus, wie er mit dem Mädchen zusammengekommen sei und mußte auch mit Ärger hören, wie der Gesell seinen Durst mit Wein gelöscht und ihm gar zärtliche Sehnsucht ins Herz gegossen habe. Er selbst wollte nun aber den Frevler dafür züchtigen, und als ihm im Zorne Finger und Arme knackten, deutete er dies als neue Eingebung. Nach mancherlei anderen Äußerungen überließ Spiegelglanz Johannes eigenem Nachdenken und hoffte auf eine Eingebung in ihm, aus der er seines höheren Daseins selbst gewiß würde. Die Verzweiflung hatte in Johannes den Glauben der Zeit untergraben, ohne ihm einen anderen zu geben, wogegen die Umgebung der Kunstwerke und Schriften der Alten die Erinnerung des Bodens ihn immer näher dem Glauben der früheren

Götter zuführte. Oft schwankten seine Gedanken, als ob die Götter, die heiß angerufenen, das Wunder der Verwandlung an ihm vollbrächten. Der Zufall ließ ihn einen herrlichen Apollo im Garten finden. Da legte er die Bibel beiseite, sprang an der Statue hinauf und hing in ihren Armen. Sie schien ihn treu und sorglich zu halten, dafür schmückte er ihren Arm zärtlich mit der Spange, den Finger des Gottes mit dem Ring, den er erst Stephania verehrt hatte, die aber beides bei dem Streit zwischen Spiegelglanz und Sabina vor Schrecken zurückgelassen hatte. Und als er so seligmüde in den Lüften schwebte, zog bei dem Geläute aller Glocken eine Prozession vorüber. Männer und Weiber weinten gar jammervoll und riefen zu allen Heiligen, den schwer erkrankten Papst zu erhalten. Und alle Klagen sammelten sich in einem leisen Gesang. Tröstend aber erschien in der Mitte des Zuges die Sonne auf Erden, das Allerheiligste, in den Händen eines frommen Priesters, und Johannes sah mit Staunen, daß die eben belebte Statue des Apollo zu einem hohen starren Felsen geworden war, der verwittert und einsam über der Erde ragte, keinen Baum und keinen Strauch trug und keinen Weg wies, von wo er hinabsteigen könnte von da, wo eine wilde Begeisterung ihn emporgeschwungen

hatte. Kein Trost war in dem starren Felsen, Trost allein strahlte ihm aus dem Allerheiligsten, und in Sehnsucht danach lief er den Berg hinab. Der Weg war kurz, nur die Nacht, der träumende Sinn und die Fackeln hatten seine Augen, die schon halb schliefen, getäuscht. Er glaubte auf hohem Felsen, unendlich weit von der Erde zu stehen und war im Augenblick ganz nahe bei der Menge. Seine Begeisterung an dem Altertum lag ihm jetzt so fern wie vorher die Welt. Die Glocken klangen dumpfer unter dem Sternenhimmel, die Klagen des Volkes riefen lauter zu allen Heiligen für den Papst Anaklet. Johannes stürzte mit den andern vor dem hellerleuchteten Allerheiligsten nieder, das unter einem goldgewirkten Baldachin umhergetragen und über das Volk zum Segen erhoben wurde.

Da die ernste Krankheit des Papstes dessen Tod ahnen ließ und der päpstliche Stuhl als jener verheißene Weg der Erhebung des Johannes verkündet war, so eilte Spiegelglanz, das Gastmahl der Verkündigung seiner Heiligkeit und seines Berufs vorzubereiten. Gegen seine Gewohnheit war er an dem Tage in Angsten. Zum großen Verdruß Luzifers, der als Chrysoloras sich ihm nicht mehr nahen konnte, da er in einer schwermütigen Stunde

den ihn mit der Hölle verbindenden Faden zerschnitten hatte, nahm der lustige Teufel Asmodi von Spiegelglanz Besitz und durchkreuzte so alle boshafte Pläne Luzifers. Dieser tückische Asmodi kränkte in den Augenblicken des höchsten Selbstgefühls des Meisters Mannesstolz, indem er ihm unsichtbar einzelne harte Backenschläge gab. Auch war Spiegelglanz mehrmals vom Stuhle herabgefallen, hatte sich aber immer wieder tapfer hingesezt, weil er sich für so frommer hielt, je mehr Anfechtungen er auszustehen hatte. Diesen Morgen aber ward es ihm zu toll, denn es blieb nicht bei Backenstreichen, sondern er sah vor sich einen kleinen Propheten, der vor ihm eine tiefe Verbeugung machte, dann schnell seinen weißen Bart ins Tintenfaß tauchte und kichernd verschwand. Dies trieb ihn aus dem Hause auf die Straße, wo er vor derlei Anfechtungen sicher war. Er befahl dem Johannes zu fasten, bis er nachts die berühmtesten Männer der Stadt zum Gastmahl bringen werde.

Raum war Johannes allein, so erwachte ein Schwarm wildester Gefühle in ihm. Er sah im Spiegel der Verzweiflung alle Erinnerungen und Ereignisse seines Lebens. So schwebten ihm die Sonnentage des Blumengärtchens in Mainz vor, die mit dem schaudervollen Traumgesicht

von Raffaels Ermordung geendet hatten. Dann sah er sich im Schlosse der Pfalz mit dem kleinen Grafen beim Spiele, das durch die Hand des Spiegelglanz zerrissen wurde, und jetzt, wo sich das Paradies vor ihm und Stephania aufzutun schien, stand wieder Spiegelglanz dazwischen. Dann aber besann er sich auch, daß kein anderer sich je um ihn gekümmert hatte, daß sein Leben durch ihn geordnet und in Grenzen gehalten wurde, ja daß ein Wink seiner häßlichen Augenbrauen jede im Hinterhalt lauernde Verfolgung vereitelte. Er mußte einsehen, daß sein Meister, der ihn so jäh und unvorbereitet vom Thron der gottähnlichen Mannheit gestoßen hatte, ihn gleich einer Mutter gehegt und gleich einem Vater gelenkt hatte. Und plötzlich quoll aus den wirren Empfindungen von Furcht, Abscheu und Dank ein neuer Lebensreiz, nämlich seine Herkunft zu erforschen. Eine Mutter mußte ihn ja geboren und ein Vater ihn gezeugt haben. Er beschloß, den Widerwillen gegen Spiegelglanz zu bekämpfen und den Ursprung seines Herkommens zu erforschen.

Spiegelglanz kam zurück mit Zwiebeln und einem Ziegenbock, die ersten für das Abendessen, der letzte war das heilige Tier, das er bis dahin heimlich in einer Basiliskenhöhle

gepflegt hatte. Johannes besorgte ihn so sorgsam wie nie zuvor, auch der Ziegenbock erhielt sein Teil, und nun sagte Johannes schmeichelnd, er möchte ihm doch endlich enthüllen, wer seine Mutter gewesen. Spiegelglanz tat sehr geheimnisvoll, wie immer, wenn er darauf kam, doch versprach er ihm, daß sich alles lösen sollte, vielleicht noch an demselben Abend. Johannes wiederholte seine Bitten und Spiegelglanz ließ ein Wort von höherem Ursprunge fallen, das in dem zerrissenen stolzen Gemüte des Johannes Wurzel schlug und aufwucherte. Dann ordnete er die Küche an, und wie das Feuer in den grünen Olivenästen knisterte, hatte er wieder eine Eingebung:

Zwiebeln sind Speise des Reinen,
Zwiebeln sollen essen die Meinen,
Sie dürfen die Zwiebeln auch füllen,
Alles nach göttlichem Willen.

Diesen herrlichen Spruch, der sogar seine Eingeweide im Innersten entzückte, weil seine Leibspeise nun sogar für göttlich erklärt war, trug er sogleich auf das Pergament seines Gesetzbuches ein und stieß während dieses ernstesten Geschäftes sogar den verehrten Ziegenbock mit dem Fuße von sich, der an ihm wie an einem Berg mit den Vorderfüßen emporgeklettert war

und seinen graurweißen Bart für eine Art Moos halten mußte, weil er ihn plötzlich gewaltsam daran zupfte. Johannes wartete auf eine Auskunft, aber Spiegelglanz, der noch ein paar Gäste für den Abend einzuladen vergessen hatte, ging so hastig fort, daß er selbst den Ziegenbock vergaß, der sich nach dem Fußtritt in das Blumengärtchen des Johannes begeben hatte und sich dort als Gärtner angestellt glaubte. Johannes, der nach den Zwiebeln und dem Feuer sehen sollte, verlor sich in tiefes Nachsinnen. Jetzt klopfte es an die Tür, und das Herz fiel dem Armen wie ein ausgebranntes Haus zusammen und herunter; seit er wußte, daß er ein Mädchen sei, fürchtete er die Nähe jedes Bekannten, denn er glaubte zu erröten und sich so zu verraten. Endlich rief er mit zitternder Stimme „herein“ und wurde über sein ganzes schönes Antlitz rot, als ob die Sonne zur Türe hineinscheine, als der gute Goldschmiedegessele vor ihm stand. Der bot ihm guten Abend und machte ihm gleich Vorwürfe, weshalb er denn nicht zur Fürstin Venus gekommen, seinem Mädchen keinen Abschiedskuß gegeben und ihn noch nicht bezahlt habe. Johannes bedeutete ihm, daß er kein Geld habe und wollte ihm Ring und Spange zurückgeben. Da sah der Geselle die von Johannes

gesuchten Schmuckstücke am Arm und am Finger des Apollo, stieg hinauf, vermochte aber weder den Ring noch die Spange abzunehmen. Es war, als habe der Arm sich gebeugt und der Finger gekrümmt. Er meinte, dies Wunder müsse er seiner Fürstin erzählen, die würde gern den höchsten Preis für diese seltsame Statue zahlen. Johannes ließ sich viel von der gütigen Frau Venus erzählen und bat den Gesellen, ihn bald ihr zuzuführen. Johannes rief dem Ziegenbock zu, er solle die Zwiebel vor dem Überkochen und das Haus vor allem Ablen bewahren, hing sich dem Gesell in den Arm und lauschte, als der Gesell erzählte, wie es im Hause der Fürstin, der es immer an Zeitvertreib fehle, zuginge. Er habe nur Blumen zu streuen und den hohen Freunden das Lager zu bereiten. So gingen beide fort, der Geselle froh, weil es ihm gelungen, der Fürstin einen schönen Diener zuzuführen, was sie gar hoch belohnte, Johannes sich prüfend, ob er wohl den Mut habe, seine Verkleidung als Knabe überall durchzuführen. So kamen sie unbemerkt den Feldweg hinunter bis an das Haus der Stephania und Johannes bemerkte es erst, als ihn deren Pflegemutter am Mantel zupfte. Er sah sich um und meinte, sein Mantel hänge an einem Dornbusch, er hing aber an den dünnen

Händen der alten Sabina. Nur gegen Stephania kannst du dich nicht als Knabe ausgeben, dachte er im Augenblick und sah mit Sehnsucht nach dem Fenster, wo er sie zuerst erblickt hatte. Als er sich verlegen wegwenden wollte, hielt ihn die Alte fest und sagte, sie habe ihm etwas zu verraten, das er ihr danken werde. Sie fragte ihn, ob kein Kind von einem Schlosse abhanden gekommen sei, mit dem er früher einmal zusammen gelebt und gelernt habe. Dann flüsterte sie ihm ins Ohr, daß dieser Spielgefährte hier lebe und jeden Tag frage er nach ihm. Endlich zog sie ihn mit ins Haus hinein, während der Geselle für kurze Zeit in die Schmiede einkehrte. Unsagbare Freude überkam ihn, als er unter dem weiblichen Kleid der Stephania seinen Jugendgefährten, den Pfalzgrafen Ludwig, vor sich sah. Sie hatten sich viel zu erzählen und wollten sich nicht mehr trennen. Gemeinsam wollten sie zum großen Volksfest, das heute im Venusberge gefeiert wurde, gehen. Johannes bat die gute Sabina, alle Bedenklichkeiten in die dunkelste Gewissensecke zu schieben, nachdem der eben zurückgekehrte Geselle noch versicherte, da drüben sei alles viel zu lustig, um boshafte Verwandte und deren tückische Abgesandte, aus deren Händen die Alte den jungen Grafen befreit und gegen

deren Nachforschung sie ihn durch Verkleidung geschützt hatte, zu dulden. Auf dem Wege zu dem Berg der Venus mußte Sabina diese ganze Geschichte wiederholen, alle Winke, die sie von dem Oheim erhalten, der das Kind geraubt hatte, wie sie reich werden sollte, wenn es nicht mehr lebte, wie die Mörder die noch erwärmte Wiege durchstachen, aus der Sabina eben das Kind in Sicherheit gebracht hatte, wie Oferus mit seinem Boot und der Hirte Thalmann mit seiner Verschlagenheit ihr überall beigestanden, wie sie der fromme Riese bei wildem Wogengang über den Strom getragen und sie über heimliche Pfade bis hierher geführt habe.

In der Welt gibt es keinen anmutigeren Weg als den, welcher zum Venusberg führt, so schlecht der Rückweg oft auch ist. Das Schloß, das einzige unverlezt gebliebene Landhaus der alten römischen Kaiser, gleich reich an Werken älterer griechischer Kunst wie der späteren römischen Sklavenarbeiten, glänzte wie eine eigene Stadt über den Terrassen des Berges den Wanderern entgegen, über deren Haupt die Weinreben ein zartes, durchsichtiges Dach spannten. Als es dunkelte, steckte der Führer, der gute Goldschmiedgefell, einen Busch leuchtender Johanniswürmer auf seine Mütze, in deren Glanz der Weg deutlich wurde, ja Blätter, Gräser und

- Stauden seltsam schimmerten. Auf einmal meinte Johannes, ihr Führer werde kleiner fast so klein wie ein Kind und trage Röhren, Bogen und Fackel. Stephania wußte gar nichts von Amor, Johannes erzählte ihr davon mit Freude und sie glaubte daran, wie sie an alle Heiligen glaubte, worauf ihr Johannes mehr und mehr von diesem Gotte, dann auch von Venus erzählte, die Stephania in ihrer Unbefangenheit ganz ruhig für die Fürstin Venus hielt, zu deren Lustschlosse sie hinanstiegen. Jetzt nahte sich ihnen Amor, vielmehr er wartete auf sie, sie sahen, daß der Fackelbusch Leuchtwürmer und der Bogen ein Hammer gewesen, auch erschien er ihnen sehr verändert, denn er hatte seinen Mantel abgelegt und stand in fleischfarbener Glanzleinwand eng eingenäht, ein mit großen Ringen verziertes Schutzfell vorgebunden, als Zyklop vor ihnen. Er fragte, was sie heute sein wollten und legte ihnen eine Menge Kleider und Larven vor. Johannes wählte sich einen Pfaffenrock und glaubte, daß Spiegelglanz ihn darin nicht erkennen würde, die Alte wurde in eine schicksalspinnende Parze verwandelt, Stephania stellte Iphigenie dar. Der Fürsther, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, gab jedem einen Kranz und schob sie hinein. Sie standen in dem unteren Raum

ines ungeheuren Amphitheaters, dessen Sitzreihen bis hoch in den Nachthimmel emporzusteigen schienen. Verwundert drängten sie sich in dem Zauberlichte aneinander und glaubten sich in einem überirdischen Lebensüberfluß, wo alles herrlich, alles erlaubt war. Der gute Gesell erklärte alles nach bestem Vermögen, störte damit zwar hin und wieder den Eindruck des wunderbaren Ganzen, aber es diente ihnen zur Aufklärung. Er begann:

„Wir stehen hier im Amphitheater. Seht dort rechts den Faun, der trieb heut morgen als Vater einen Teufel aus. Er glaubt, hier werde ihn niemand kennen. Paßt auf, wenn ich ihn beim Namen rufe, — he, Seraphin! — da läuft er wie besessen davon. Ihr staunt mich an und denkt, ich rede vermessenlich, aber im Maskenkleid sind wir bei Frau Venus alle gleich. Seht sie dort oben auf ihrem bunten Thron. Sie nimmt sich eben den kleinen Amor vor, der allzu gern und allzu oft Händel anzettelt. Nicht wahr, sie ist eine hübsche runde Frau? Und immer lustig! Seht, auf ihrem Kopfe dreht sich ein Feuerstein wie ein Stern um ein Reibeisen, wo er anstößt, leuchten Funken auf. Ihr staunt! Die Fürstin kann noch viel mehr vertragen. Dreißig Flaschen Falerner müssen ihr täglich die Kehle spülen. Die Tauben,

die über uns ziehen, haben ihren Schlag in ihrem Thron, der außen schön lackiert ist, mit ausgeschnitzten Bildern geschmückt und auf vier Metallrollen steht. Den kostbaren Pelz, den sie trägt, nahm ihr seliger Gemahl den Türken ab. Die Franzen hat sie selbst aus Gold gesponnen. Und die Satyren und Waldgötter, die uns umtanzen, tun nichts als saufen und fressen und die schönen Frauen schrecken. Neulich kam mir einer zu grob daher, da hab ich ihn mit dem Kleid an die Wand genagelt. Er biß um sich wie eine Fledermaus und die ganze Gesellschaft lachte. Nehmt doch vom Wein, er wächst hier am Berge!"

In dem Augenblicke, wie Stephania trinken wollte, entstand ein wildes Lärmen, ein Lachen, ein Streiten, ein Stoßen, der Becher wurde ihr aus der Hand geschlagen, Johannes hielt Stephania schützend, die alte Sabina seufzte beklommen und der Gesell horchte zu, was es gäbe. In irgendeinem Winkel hatte Amor wieder Unheil angestiftet und ein Hahnenkampf war entstanden. Zum Glück begann ein tüchtiger Regen, der die Hitze der Streitenden kühlte. Es gab ein wildes Drängen nach den Sälen, aller Unstand war vergessen, jeder brachte sich und die Seinen in Trockenheit, der Zufall drängte Johannes und Stephania in die Nähe der Fürstin, die sich

nach ihnen erkundigte, worauf sie der Gesell als ein paar Neugeworbene für den Venusberg vorstellte. Die Fürstin fragte die beiden: „Ihr habt noch nie der Liebe Glück empfunden? Ihr Glücklichen! Vor euch liegt noch eine Welt, die mir längst in Asche fiel. Und eine Wehmut fragt in mir, ob uns kein Gott neue Kraft verleihen kann, um den Lebensreigen noch einmal zu beginnen?“

Der Gesell blieb bei diesen wehmutsvollen Äußerungen der Fürstin ganz verlegen stehen. Die feurigen und umhersuchenden Blicke der Fürstin brachten Johannes, Stephania und Sabina noch größere Verlegenheit. Sie legten sich diese als Zorn gegen ihre ungeschickte Lebensart aus und flüchteten in den sanft erleuchteten Myrtengang, dessen dunkle Lauben mit Teppichen für die Müden vorsorglich ausgelegt waren. Die alte Sabina ärgerte sich über das wilde Treiben, Stephania wunderte sich und Johannes versuchte, es ihnen beiden zu deuten. Während sie so sprachen, kam ein langer Zug von geschmückten Kindern vorüber und bewegte sich zum Opferaltar. Der Tod der Ochsen wurde mit Gebeten von einem Priester, der zugleich den Koch spielte, eingeleitet. Aus den Chören der Opfernden klang die Freude auf den kommenden Braten, während der älteste Priester aus

Begeisterung für die Götter den Mordschlag an den geweihten Tieren vollführte. Als die Chöre immer zärtlicher die uralte Erinnerung sangen:

„Heute liebe, wer noch nie geliebt“

hatten sich Johannes und Stephania ermüdet und nachdenklich in eine dunkle Laube gelagert und schliefen ein. Sabina, die keine Einsicht hatte, was noch aus allem werden sollte und keine Aussicht, wie sie ohne den Gesellen aus dem hochummauerten Gartenlabyrinthentkommen könnten, benutzte die Zeit, nach ihm sich umzusehen, kehrte aber nach wenigen Schritten immer wieder zu ihrem Pfleglinge und seinem Freunde zurück. Stephania wurde in dieser seligen Schummerzeit von einem seltsamen Traum überrascht. Dem schlafenden Pfalzgraf erschien Johannes als schöne Jungfrau, die ihn an sich zog und gar zärtlich umhalste, und der er nicht widerstehen konnte, weil es im Traum geschah und seine Kräfte gelähmt waren durch einen langen Ruß. Währenddem erwachte in ihm ein nachdenkender Gram, der das Ergötzen mit der Jungfrau überwog, so daß er im Schlaf weinte und alle täuschenden Bilder erloschen. Dann schlief er unendlich tief, wie Adam, als Eva seiner Hüfte entstieg. Der Traum des Pfalzgrafen hatte nur Berührung mit der Wahrheit, nicht aber mit der Wirklichkeit. Des

Johannes Träumen war in gewissem Sinne unwahr und doch wirklich. Er träumte, Apollo erscheine vor ihm, zeige ihm Ring und Spange und tue, als sei er mit ihm verlobt. Auf einmal sah er sich in den Spiegelglanz umgewandelt und mußte heftig in Abscheu mit Apollo ringen. Mitten in dem Traumkampfe erweckte ihn die tobende Stimme des Meisters, der mit derber Faust sich einen Weg zwischen den Faunen und Satyren, die als Türsteher und Wächter ausgestellt waren, bahnte. Johannes' Anwesenheit im Venusberg war ihm von heimkehrenden Freunden berichtet worden, als er vergeblich die Stadt nach ihm durchirrt hatte. Als Johannes ihn hörte, sprang er, von einer Kraft gegen ihn befeelt, auf ihn zu, um gleichsam noch den Traumkampf mit ihm auszusechten, fest entschlossen, seinen geliebten Pfalzgrafen gegen den Zorn des Lehrers zu schützen. Ohne ein Wort zu sprechen, riß er Spiegelglanz aus dem Streit mit den Faunen, wickelte dessen Fäuste in seinem Mantel fest und zog ihn durch den nächsten Ausgang ins Freie.

Ruhig und still, zwischen den mannigfaltigen Berausungen der Welt wankend, ging Johannes neben Spiegelglanz, der in einer irdischen Erhitzung, daß ihm die Stimme zuletzt fast versagte, alles erzählte; wie er ihn unter der

Glocke im Hekla gefunden, wie er ihn nach dem Willen des Engel Gabriel aufgezogen, der oft aus einer dunklen Wolke zu ihm gesprochen, wie er sein Geschlecht auf dessen Geheiß verheimlicht habe und wie seine Erwartungen, durch den bevorstehenden Tod des Papstes so rasch gedeihen würden, daß Johannes den Stuhl besteigen und als ein erhabener Antichrist die Welt verwandeln könne. Dann erzählte er ausführlich von sich, wie er das Prophetenfach seiner einzig würdig geachtet habe und immer wieder darin bestärkt worden sei. Dann setzte er ihm die Hoffnungen einer neuen Religion auseinander, zu der er selbst das Wort und den Rat, Johannes die That, er selbst die Klugheit, dieser die Wunder liefern sollte. Auch erkundigte er sich genauer, was ihn nach dem Schlosse der Fürstin gebracht, der er so sehr abgeneigt war. Johannes erzählte ihm alles, nur vom Pfalzgrafen vermochte er aus Zärtlichkeit nicht zu sprechen, auch unterbrach ihn Spiegelglanz immer wieder mit tausend Verwünschungen gegen diese Fürstin Venus, die er als die schändlichste Verführerin darstellte, welche in der Gunst einiger Päpste und durch Fehden ihrer Verwandten außerordentliche Schätze zusammengebracht habe.

Inzwischen waren sie vor ihrem Hause

angekommen und der neue Prophet legte sich an das Schlüßelloch, um die gelehrte Gesellschaft, die er dort versammelt hatte, zu behorchen, während Johannes in Gedanken mit Sternen weltweite Wege ging. Jedermann weiß, daß eine Gesellschaft Gelehrter immer Abgötterei mit zwei zierlichen kleinen Gottheiten, mit Dummheit und Bosheit, treibt. Diese werden zärtlich von solchen Verstandesriesen wie Schoßhündchen gepflegt. Es ist sehr schwer, gelehrt zu sein und sich dieses eigenartigen Kultes zu erwehren. Spiegelglanz mußte an der Wand mancherlei mitanhören. Luzifer, der die Versammlung als der griechische Arzt Kephalas leitete, nannte Spiegelglanz einen zweibeinigen Esel. Ein anderer schlug ihm vor, Spiegelglanz mit Nußschalenschminke zu bestreichen, ein dritter wollte ihn danach durch einen Berg von Gänsebaunen jagen. Um die Meinungsverschiedenheiten, die immer größer und lauter wurden, zu beenden, stimmte Kephalas ein Lied an:

„Es irrten die Menschen auf mancherlei Wegen
Und fanden auf allen den göttlichen Segen.
Da rief die Kritik aus dem hohlen Baum:
Ihr fehlet des Wegs, ihr geht wie im Traum.“

Bei diesem Gesange wurde Spiegelglanz ungeduldig und trat herein, so freundlich wie in den Kreis seiner besten Freunde. Er entschuldigte

seine lange Abwesenheit damit, daß Johannes sein Gebet auf dem Berge verrichtet habe. Eben wollte er zu seinem wichtigen Antrag übergehen, daß sie an ihn glauben möchten, als der Kethor mit unglaublicher Schwaghastigkeit die verschiedenen möglichen Arten und Abarten des Gebets bis zu den papierenen Betmaschinen in China darstellte, die alle Viertelstunden in Bewegung gesetzt werden und die aufgeschriebenen Gebete gegen die Sonne wie ein Bratenwender den Braten gegen das Feuer wenden. Ungeachtet sich Spiegelglanz aus Ungeduld die Beine fast zerrieb, stellte er doch im Anhören sich ganz freundlich, als aber jener husten mußte, sagte er ernst:

„Ihr lauert hier in böser Absicht, um in leeren Worten meinen Weg zum Ruhm zu hemmen. Du wolltest mit Nußöl mich beschmieren, und der da hinten in der Ecke wollte mich befiedern. Euer Geist verräts!“

Kephalas begann den Spiegelglanz zu verspotten. Johannes, der schon lange ein Feuer gegen diese Gelehrten in sich brennen gefühlt, hielt es nicht länger aus und gebot mit flammenden Blicken dem Frevler Kephalas Schweigen. Der listige Arzt stellte sich, als ab er nun wirklich die Sprache verloren habe und fuhr um so wilder in Gebärden

gegen Spiegelglanz an. Johannes, dem dies wilde Wesen widerstand, rief trotzig: „Erstarr, du Narr!“ Und Keph alas stellte sich, als wäre er in der letzten Bewegung erfroren und versteint. Einen Arm gegen Spiegelglanz gekehrt, etwas über gebeugt, stand er da und seine Augen starrten zornig ins Leere. Alle baten flehend, meist kniend, indem sie die Göttlichkeit des Johannes und seines Propheten Spiegelglanz anerkannten, um die Befreiung und Wiederbelebung des Erstarrten. Der Atheist goß heimlich das zum Schimpf des Spiegelglanz bereite te Rußöl in sein eigenes Unterkleid. Im überirdischen Gefühl seiner Erhabenheit stand Johannes und hörte die Bitten nicht, bis Spiegelglanz für den Erstarrten, der vor Müdigkeit seine gezwungene Stellung kaum bewahren konnte, bat und flehte. Johannes winkte mit der Hand und sprach: Kehre heim, feindlicher Atem, der du uns verraten wolltest. Bei diesen Worten bewegte sich Keph alas, nahm einen Becher Wein zur Stärkung und erzählte, wie er in den Himmel entrückt gewesen, und dort sei ihm von einer gewaltigen Stimme befohlen worden, das Wunder des Johannes öffentlich bekannt zu geben. Er habe die Stimme gefragt, wie er Spiegelglanz ehren solle, die aber hätte geschwiegen. Die Apostel jedoch hätten mit den Achseln gezuckt

und zu verstehen gegeben, es sei nicht sonderlich viel an ihm. Er sei ein nordischer Eisvogel, der immer aus Dunst und Nebel heraussehe und nimmermehr zu eigener Klarheit kommen könne. Raam hatte er das ausführlich erzählt, da kam ein Bote des kranken Papstes Anaklet, der überall nach dem griechischen Arzte Rephalas gesucht hatte, weil es mit dem Papste sehr übel stehe. Rephalas raffte sich auf, alle folgten ihm, um dieses Wunder miteinander zu deuten und zu erzählen, und Spiegelglanz begleitete sie, um den Fleck zu verwischen, den der schlechte Himmelsbericht des Rephalas ihm angespritzt hatte. Zärtlich winkte er Johannes, als er fortging. Johannes beachtete ihn nicht, er hatte sich noch nie so überlegen gefühlt wie heute. Ein Tag hatte ihn aus der Verzweiflung zur Möglichkeit und Nähe jeder liebenden Erstreitung geführt, derselbe Tag hatte durch ihn Wunder gewirkt, er war selbst Gott geworden, sich und der Welt. Mit diesem Kraftgefühl erwachte auch der Wunsch in ihm, Raffael aus der Nacht der Vergangenheit emporsteigen zu lassen. Raam hatte er diesen Wunsch getan, als Raffael auch schon in Pilgerkleidung vor der Türe stand. Nachdem er sich überzeugt hatte, Johannes sei eben jener Knabe, den er damals zur Flucht bereden wollte vor dem bösen

Lehrer Spiegelglanz, erzählte er ihm seine Schicksale. Johannes ergrimnte, als er die Mordabsicht des Spiegelglanz erfuhr und wie er den Raffael mit dem Messer durchstoßen und in den Rhein geworfen habe. Dann erzählte Raffael weiter, wie ein Fischer seinen Leichnam in der Nacht im Neze gefangen und ihn im Glauben, er sei ein großer Fisch, zu der nächtlichen Fackel des Oferus getragen habe. Der hatte ihn einige Tage zuvor gesund auf das andere Ufer gebracht und fühlte nun große Trauer über seinen Tod. Er versuchte bei stetem Gebet alle belebenden Kräfte an ihm, bis er seinen Geist zur Erde zurückgerufen, und von da ab habe Raffael sich getrieben gefühlt, Johannes aufzusuchen und ihm die böse That des Spiegelglanz zu erzählen.

Johannes nahm dies als Zeichen himmlischer Berührungen auf, er wurde immer fester in bezug auf seinen Beruf und legte segnend die Hand auf das Haupt Raffaels. Dann umarmte er ihn in stummer Rührung. Als er den schweren Schritt seines Lehrers Spiegelglanz auf der einsamen Gasse schon von ferne hörte, stieg wilder Zorn über allen Betrug und den Mord an seinem Freunde in ihm auf. Raffael schickte er in die Kammer nebenan, um Spiegelglanz nicht im Hass, sondern gerecht zu richten. Spiegelglanz, von Zärtlichkeit ganz schläfrig, trat in das Haus

und ahnte nicht, daß Asmodi als Bock ihm zur Seite ging, den aber sein heiliger Ziegenbock gleich witterte und mit wilden Säen aus dem Garten auf den unbekanntem Nebenbuhler losstürzte, um freilich nur die Beine des Spiegelglanz zu treffen. Der fiel von dem Stoße hin und schrie zornig, weil der eigensinnige fromme Bock noch immer seinen vermeinten Gegner erblickte und auf ihn los fuhr, bis Johannes heraustrat und das Tier festband. Spiegelglanz schämte sich seiner Niederlage und erhob sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Eingedenk der Verheißungen Gabriels, daß die Liebe ihn lohnen werde, wenn er das Wunderkind seiner Bestimmung entgegengeführt habe, stürzte er noch schwankend auf Johannes zu und gebärdete sich fast überzärtlich. Der aber trat mit finstern Antlitz, das Verachtung und Zorn, durch stolzes Gefühl gebändiget, ausdrückte, vor Spiegelglanz zurück. Der Meister war erst betäubt vor Erstaunen über diese niegeahnte Selbstmächtigkeit seines Zöglings, dann wurde er plötzlich durch ein paar Backenschläge des auffässigen Asmodi so zornig, daß er mit stürmender Hand den Johannes anfiel. Umsonst sprach dieser mit feuriger, aber gedrängter Kraft die Worte: „Erstarr, du Narr!“ Sie wirkten nicht auf den Wütenden, dessen alte nordische

Riefenkraft noch einmal in allen Adern erwachte, der die Zähne verbiß, mit blickenden Augen, mit ruchtenden Schritten, mit einer Blut, die sein heftiger Atem in Wolken ausdampfte, in dem Zimmer hin und her und über alles hinaus= stieg und keine Miene machte, zu erstarren. Mit sinkendem Vertrauen sprach Johannes noch einmal: „Erstarr, du Narr!“ Und zum dritten= mal, fast an sich selbst verzweifelnd, von Spiegel= glanz wütend gepackt, rief er: „Erstarr, du Narr!“ Dieser verwickelte die Hände des unglücklichen Johannes mit dem Maskengewand des Opfer= priesters, und er stürzte nieder. Da erst hörte Raffael, daß sie handgemein waren. Er riß die Kammertür auf und zog Spiegelglanz am Mantel von Johannes los. Jetzt sah Spiegel= glanz um sich und im Schauder, daß der Geist seines Todfeindes aufgestanden sei, um mit ihm zu kämpfen, blieb ihm der geöffnete Mund stehen. Asmodi, der längst auf solche Gelegenheit gelauert hatte, schlüpfte jetzt als Fliege in ihn hinein und veranlaßte, daß Spiegelglanz in un= verständlichem Widerstand den Zorn der beiden Freunde immer neu aufregte. Raffael warf, um nicht von seinen starken Fäusten gepackt zu werden, alles im Zimmer befindliche auf ihn. Bücher, Stühle, Rosenkränze, Geschirre und Statuen warf er mit so gutem Glück auf den

Wütenden, daß dessen gespannte Wut nach und nach in Ohnmacht überging und er kein Lebenszeichen mehr gab. Da ergriff ihn Raffael bei dem grauweissen Bart und schleifte ihn auf die Gasse, wo er ohne Bewußtsein lag, als eben der Schweinehirt seine Herde über ihn wegtrieb.

Wie zerstört war nun Johannes, als er während des Kampfes seine Wunderohnmacht erkannte, als er von der Höhe seines göttlichen Stolzes zur menschlichen Abhängigkeit so streng heruntergewiesen wurde. Und doch konnte er Raffael seinen Schmerz nicht ausdrücken vor Scham. Er kniete in innerer Zerknirschung vor einem kleinen Hausaltar und überwand so seinen nun erkannten früheren Hochmut.

Tod des Papstes Unaklet und Wahl des jungen Johannes

Johannes war betend an dem kleinen Hausaltare eingeschlafen. Raffael schloß die Läden gegen den Tag und die Thür gegen Ubelgesinnte, nachdem er aus angeborenem Widerwillen gegen diese Tierart den Ziegenbock hinausgetrieben hatte. Dann setzte er sich in einen Sessel, um das Erwachen des Johannes abzuwarten, versank aber darüber in einen tiefen, wohlthuenden Schlaf. Johannes erwachte zuerst, dachte sich mühsam alles Geschehene zusammen und sein erster erfreuender und doch beunruhigender Gedanke war, was wohl aus Stephania im Garten der Fürstin geworden sei, die er erst im Stolz, dann in der Verzweiflung seines Götterlebens vergessen hatte. Als er die Läden öffnete, wachte auch Raffael auf und lief an das Fenster, um nach Spiegelglanz zu schauen. Es war aber nichts von ihm zu sehen, als einige Stücke seines im Streite zerrissenen Mantels. Der Schweinehirt hatte ihn den Mönchen des heiligen Lukas zur Pflege gegeben. Johannes ersah aus dem Farbenbogen, den der Wasserstrahl des Springbrunnens im Sonnenlichte auf die Haustreppe strahlte, daß es schon über Mittag sei, und verwunderte sich über die Stille der

Straßen, bald aber noch mehr über ein heftiges Geschrei, das eine unzählige Menschenmenge verursachte: „Der heilige Papst ist tot,“ schrie endlich eine vernehmliche Stimme, „Anaklet ist verschieden, der heilige Stuhl ist ohne Oberhaupt. Auf zur Wahl, ihr freien Römer!“

Bald entstand ein Waffengetümmel, nicht von Streitenden, aber von den Abteilungen des Volkes und von dem Adel, die von allen Seiten, zerstreut von den Hoffnungen der unruhigen Zeit, auf dem Wege zur neuen Papstwahl schon berieten. Dieses Lärmen zerstreute etwas den ernstesten Johannes, doch seine Sorge erwachte noch quälender, als er die Fürstin Venus auf einem Rappen in vollem Galopp in dem blauen, sehr besprigten Götteranzug vorbeireiten sah, ihr nach der ganze übrige Göttertroß, zu Fuß und zu Pferde. Dem Fürsten Jupiter waren alle Nähte geplatzt, und es erschien deutlich die Wolle, mit der er sich ausgestopft hatte, um seine Götterkraft verstärkt hervorprallen zu lassen. Auch waren die Augenbrauen losgeweicht und hatten eine verkehrte Stellung angenommen. Die Unmenge der Faune und anderer Waldteufel kleidete sich gehend in Mäntel verschiedener weltlicher und geistlicher Trachten.

Als der Zug der Götter und der schreienden Menge vorüber war, bat Johannes Raffael

ich Stephania zu suchen. Er selbst wagte sich nicht hinaus, um nicht von dem Goldschmiedsgesellen angehalten zu werden oder sich den racheerregenden Unternehmungen des tückischen Spiegelkranz, der ihm bei der allgemeinen Aufregung in Bolke jeden Augenblick begegnen konnte, nicht auszuweichen. Raffael ging nach den gegebenen Merkzeichen den Weg zur Höhe, wo die Gegend stiller und schöner wurde, da begegnete ihm singend der Goldschmiedsgesell:

„Herz, du mußt es ihr vergeben,
Eine Lieb ist nicht genug,
Viele Götter muß es geben,
Treue Liebe ist Sinnentzug.

An dem Berg, den wir ersteigen,
Schimmert wechselnd eine Welt,
Ihre Schönheit ist mir eigen,
Weil sie sich in mir gefällt.

Ja, du mußt es ihr vergeben,
Herz, daß sie in dir sich liebt.
Leben lassen, um zu leben,
Hat der Weltgang stets geübt.“

Raffael schritt neben dem jungen Gesellen, der unter denselben Weg zum Berg hinanstieg. Als er vernahm, wen Raffael suche, kannte eine Hilfsbereitschaft keine Grenze.

Als Johannes Stephania verlassen hatte, um den heftigen Ausbrüchen des Spiegelglanz zu wehren, schlummerte sie, von einem Traum gefesselt, ungestört fort bis zu dem Augenblick, wo die Nachricht von des Papstes Tod die trunkenen Göttergesellschaft nach der Stadt preschte. Sabina hatte sich weiter entfernt, um diese Nachricht genauer zu erfahren. Stephania erwachte und war allein. Daß sie im Traum den Johannes als eine Jungfrau gesehen und ihn geküßt hatte, gab ihr ein banges Gefühl von Unrecht. Es schwebte ihr mit den beschämenden Bildern verlorener Unschuld vor, die ihr Sabina bei mancherlei Mitteilungen so unbestimmt hingeworfen hatte. Eine Angst, daß sie ihre Unschuld verloren, war ihr erstes Gefühl. Sie fand sich verlassen und glaubte sich verstoßen. Jeder, so glaubte sie, müsse den Traum bei ihrem Anblick erraten. Sie wollte sich verstecken und geriet in einen abgelegenen Winkel hinter eine Dornhecke, wo ein Kreuzifix, das den Lustwandlern im Wege beiseite gestellt war. Der heftige Jammer in den letzten Worten ihres Gebetes vor dem Christus-bilde hatte sie der guten Sabina verraten, die sie ängstlich gesucht hatte, nachdem sie die Laube leer gefunden. Die Alte setzte sich auf die Mauer und nahm den Kopf der Stephania in ihren Schoß. Da erleichterte sich Stephania das

Herz durch eine Beichte des Traumes. Sabina war erst verwundert, dann aber bald von dem Irrtum überzeugt. Sie erzählte, wie sie immer in ihrer Nähe gefessen und ihren festen Schlaf bewacht habe, und daß Johannes doch unmöglich eine Jungfrau sein könne, da er größer als die meisten Männer sei. Allmählich entwirrte sich der Knäuel, und Stephania war unsagbar froh, von dieser bösen Täuschung befreit zu sein.

Jetzt kamen Raffael und der Geselle den Gang herunter, Raffael brachte im Namen des Johannes Spange und Ring mit der Frage, wo der Goldschmied wohne, er solle sie bezahlen. Der Geselle wollte es nicht nehmen und er schenkte beides der Stephania, die das Geschenk nicht abschlagen konnte. Bei Johannes sollte sich alles ausgleichen. Deswegen beschlossen alle, zu der Wohnung des Johannes zu gehen. Unterwegs blieb Raffael stehen, sah nach der Seite jenseits des Tibers und sagte: „Seht ihr dort drüben das Haus mit den zwei Thürmen? Dort wohnt mein Vater. Seine Frau ist der Fürstin Venus Lustgesell. Mein Vater war so töricht in sie verliebt, daß er die Kinder seiner ersten Frau verbannte, die Schwestern in ein trübes Kloster und mich ganz jung nach Paris schickte. Dies verruchte Weib, Marozia, macht jetzt die Päpste und hat mehr

Einfluß als unsere Fürstin. Doch lassen wir diese Reden. Und meinen Vater lieb ich doch, wenn er mich auch verstoßen. Er ist jetzt alt. Kommt, laßt uns gehen!"

Johannes Gedanken waren nur noch bei Stephania, an welche er sich nach dem Sturme, der sein Inneres von dem stolzen Gebäude seiner Größe losgerissen, wie an einer Sonnenblume aufrankte, daß sie ihn wieder zum Lichte hebe und vor dem Licht entschuldige. So verfunken war er in diesen Gedanken, daß er des Lärmens, das die Straße herunter kam, nicht eher achtete, bis die Chöre sich vor seinem Hause aufstellten und mit immer wachsender Inbrunst, häufig vom Jubel des Volkes unterbrochen, das Wahl lied sangen:

„Senk, o Herr, des Geistes Flamme
Auf das Haupt des Neuwählten,
Sei des Geistes milde Amme,
Sei die Braut des Neuwählten,
Daß er mit dem Fischer ringe,
Alle Glaubensfeinde zwinge
Und die Kirche weiterbaut
Auf den Fels, dem Gott vertrauet.“

Johannes trat betäubt zum Fenster, und Rephalas begrüßte ihn als Papst und alle riefen nach: „Es lebe der heilige Papst Johannes“

er Zwölfte!" Johannes begriff nicht, was und wie ihm geschehe. Da aber alle nach seinem Segen riefen, so segnete er das ganze Volk, das vor ihm niederkniete, mit so edlem Anstande, daß viele Frauen riefen: Wie heilig, wie schön! Und andere: So heilig, wie schön, so schön, wie heilig! Rephalas trat jetzt herein und erklärte ihm das Wunder in aller Eile, wie sein Wunder vom vorigen Abend so sehr aller Aufmerksamkeit während der Wahl von der Wahl abgelenkt habe; daß diese lange Zeit zwischen den verschiedenen Parteien ganz unbestimmt schwankt habe, bis er durch die Fürstin Venus, die ihn am vorigen Abende ungeachtet des kurzen Besuches lieb gewonnen, nachdem sie erfahren, wer der Wundertäter sei, sich durch ihn habe erreden lassen, so jung Johannes noch sei, gegen die Gesetze mit seiner Wahl durchzudringen, was bald allgemeinen Jubel ausgelöst habe.

Die Kardinäle traten jetzt ins Zimmer, überreichten den Mantel, den Ring, den Hirtenstab und die Krone. Johannes war zu betäubt, um zu widersprechen. Ganz froh war er nicht, aber er ließ alles mit sich geschehen, wurde angekleidet und keiner fand seine Stummheit in so außerordentlicher Lage, bei solcher Jugend auffallend oder ungewöhnlich. Dann wurde er auf einen prachtvollen Sessel gesetzt, einige

starke Männer der Leibwache trugen ihn hinaus und erhoben ihn auf ihre Schultern, daß alles neu hinzugeströmte Volk ihn sehe und seines Segens froh werde. Auch die Kranken wurden von allen Seiten herbeigebracht zur Segnung, und vielen ward in frommem Glauben geholfen. Nur einer gebärdete sich immer wilder, und die ihn begleitenden Mönche brachten ihn näher dem päpstlichen Stuhle, weil sie noch nie einen Mann gefunden hatten, der so gewaltsam vom Teufel besessen gewesen. Johannes war erst zu verwirrt, als daß er in dem Besessenen Spiegelglanz erkannt hätte. Der war von Asmodi so gequält worden, daß er den Mönchen, die ihn ins Leben zurückgerufen hatten, seinen Namen nicht mehr nennen konnte. Sie hatten ihm ein knappes Krankenkleid angelegt und ihn mit Stricken gebunden. Sein Gesicht war theils von den Schlägen, theils vom Schmutz unkenntlich und die Stimme durch das zornige Geschrei verändert. Er klagte Johannes an und glaubte, dieser habe mit List und Lug sein Mißgeschick heraufbeschworen. Auf des Papstes Frage, welcher Teufel aus ihm spreche und wann er aus ihm herausfahre, antwortete der Besessene: „Ich heiße Asmodi und werde dich als Betrüger entlarven. Nicht eher verlasse ich den Armen, als bis du Fürst ein Weib geworden bist!“

Johannes hatte der sonderbaren Weisfagung des Befessenen so wenig geachtet wie die Umstehenden, hatte schon mancher Teufelsaustreibung beigewohnt und selbst schon diese innere Zerlegung der menschlichen Natur an Mehreren geheilt. Was er sprach, tat er aus Gewohnheit, zuletzt dachte er wenig mehr an Spiegelglanz, denn er sah deutlich Raffael mit Stephania und Sabina den Weg zwischen den Weinbergen herabsteigen. Sein Herz füllte sich mit Sehnsucht, und doch konnte er für jetzt nichts weiter tun, als durch Kephalas ihnen die Papstwahl berichten zu lassen und für sie als für seine vertrautesten Freunde zu sorgen. Den Mönchen gebot er, den Befessenen nicht zu schlagen, sondern mit Güte sein Herz zu wandeln. Schon setzte sich der Zug unter dem Geläute aller Glocken der Stadt zur Kirche der heiligen Apostel Petrus und Paulus in Bewegung, wo neben den heiligen Leichnamen auch die Reihe der verstorbenen Päpste in kostbaren Särgen ruht. In diesen unterirdischen, von Fackeln erleuchteten Gewölben legte Johannes, ohne zu überdenken, was er nachsprach, den heiligen Eid ab, dann las er eine feierliche Seelenmesse beim Gesang großer Chöre und dem Dröhnen mächtiger Posaunen für den verstorbenen Papst, nach deren Ende er durch die jauchzende, hellerleuchtete Stadt

zum Palast getragen wurde. Alle entfernten sich von ihm, um ihm Ruhe zu gönnen. Es war fast Mitternacht. Nur Rephalas blieb, nicht als Vertrauter, sondern als Leibarzt zurück und besorgte ihm Abendessen und Nachttrunk. Johannes erkundigte sich nach Stephania und Raffael. Rephalas sagte, daß er Raffael auf dem anderen Flügel des Palastes, Stephania und Sabina aber gegenüber auf dem Plaze in einem unbewohnten Hause untergebracht habe. Johannes fand dies ungeschickt und fragte, warum er nicht Stephania hier und Raffael drüben untergebracht habe. Rephalas belehrte ihn, durch eine solche Freundschaft der Kirche nicht zu früh ins Gesicht zu schlagen: das könne man erst allmählich versuchen. Dann bedeutete er ihm, daß er seiner List die päpstliche Würde zu verdanken habe. Auch bedeutete er ihm, er sei ein Weib und brauche einen Mann, und ihm zuliebe habe er den Papst Anaklet zum Sterben gebracht und wolle nun ernten, was Spiegelglanz gesät. Er sei in heißer Liebe zu ihm entbrannt. Würde Johannes eine Widerrede wagen, so wäre er im Schlosse verloren. Johannes glaubte, dies für Stephania erleiden zu müssen, bat aber Rephalas, die Freuden mit Wein zu trinken, sodaß er genieße, und es doch nicht wisse. Rephalas reichete ihm den

Becher mit den Worten: er würde ihn noch oft nötig haben, wenn er, zu dumm zum Streite gegen die Feinde, erliegen würde. Daß Rephalas zu dem Zwange auch noch eine Beleidigung fügte, ertrug Johannes nicht und rief, er sei ein Teufel. Dann packte ihn der Widerwille so stark und die Not ermutigte ihn, durch eine tapfere List Herr über ihn zu werden. Er sprang zur Türe, rief die Wache und befahl, diesen trunkenen Mann, der sich am ernstesten Tage bei wüstem Schmaus vergessen habe, zur Burg hinauszuschmeißen. Gemächlich wurde nun der Liebling des vorigen Papstes aus einer Hand in die andere die Treppe hinuntergeworfen. All sein Sträuben half nichts. Er stand betäubt vor dem Palast, hätte gern seine teuflische Bosheit offen gezeigt und Johannes durch Bekanntmachung seines Geschlechtes vernichtet, aber er fürchtete dabei für sein Leben und wie Johannes geahnt: er liebte sein elendes Dasein mehr noch als seine teuflische Bosheit. Dennoch konnte er es nicht unterlassen, als Johannes ans Fenster trat, nach dem Hause der Stephania zu lugen, ihm eine verwirrte drohende Rede zu halten, wie er gleich dem Irion vom Rade der Zeit, in dessen Speichen er so vermessen greife, bald werde zerschmettert in die Tiefe taumeln. Johannes schloß das Fenster gleich, aber Rephalas

verdrehete die rollenden Augen und speichelleckte der Fürstin Venus, die mit ihrem Gefolge durch die Straßen schwärmte, mit der griechischen Erzählung von dem Schicksal Ixions. Die Fürstin hatte mit Wohlgefallen dies alles angehört und im Begriff, ihm Beifall zu spenden, ward sie überrascht durch einige der Wachen, die den verhaßten Günstling angehört hatten und ihren Überdruß durch einen Überguß mit frischem Regenwasser kund taten. Das brachte den Kephalas zur Moral, und die Fürstin bat den heftig erregten Arzt mit schmeichelnden Worten, ihr seine Lehre näher zu entwickeln. Dem Arzt durch seine Verstoßung war dieser Reiz seiner Eitelkeit um so unwiderstehlicher. Er nannte sich ihren Atys, sie sich seine Enbele, und so sammelte sie auch ihn, der ihr bis dahin widerstanden hatte, in dieser Nacht zu dem Kreise geistreicher Männer, mit denen sie in wunderlicher Vermummung böser Lust unter geistiger Ausbildung ein sehr absonderliches und eigenartiges Leben führte. Sie lebte in ewiger Unzufriedenheit mit sich und der Welt trotz ihres steten Bemühens, sich immer fester auf derselben anzubauen. Man konnte allerdings sagen, mit weniger Geist wäre sie tugendhafter gewesen, aber durch mehr Tugend wäre sie nicht geistloser geworden. Sie führte Kephalas nach ihrem

Schlosse, entließ alle anderen Freunde und suchte das Eigene dieses neuen Freundes zu ergründen. Der Teufel in Rephalas hätte ihr gern verheimlicht, daß Johannes eine Jungfrau sei, aber die Eitelkeit des griechischen Arztes ließ ihm keine Macht, er mußte sich mit diesem Geheimnis vor der neuen Gebieterin wichtig machen, zumal diese ihm auch seine Rache erleichtern sollte. Die Fürstin horchte hoch auf bei dieser überraschenden Neuigkeit, gebot ihm aber bei ihrer Liebe, niemand dieses Geheimnis zu bekennen. Er versprach alles, insofern der Fürstin Liebe ihn lohne. Das war ihr eine Kleinigkeit.

Johannes und Stephania

Als Johannes aus tiefem Schlaf erwachte das vergoldete Lager mit seidenen Teppichen die Wände mit altem Holze zierlich ausgelegt betrachtete, stieg in ihm wohl für einen Augenblick der alte Gottrausch empor, aber die Erinnerung an das Vergangene dämpfte bald wieder jeden Übermut. Diener wollten ihn demütig ankleiden, er aber litt niemand um sich, weil er es, so sagte er, nicht gewohnt sei. Als er angekleidet war, ließ er Raffael eintreten und fragte ihn, was ihn am frühen Morgen denn schon so traurig mache. Raffael erzählte, daß er um seinen Vater, der in den Liebesbann der bösen Marozia liege, so tiefes Weh trage. In Lumpen gekleidet hatte er seinen Vater angetroffen, der sein Zimmer selber kehren mußte und tagsüber Federn las und sonstige Dienearbeit verrichtete. Wenn die Stiefmutter vom Feste heimkam, brachte sie ihm Futter, reichte es ihm aber erst hin, nachdem sie sich vergewissert hatte, ob er auch fleißig gewesen. Hatte er ihr nicht genug gearbeitet, so schüttelte sie ihn an seinem weißen Haar. Da war Raffael dem Vater zu Hilfe gesprungen und hatte ihn mit starker Hand von dem bösen Weibe befreit. Dadurch aber hatte er des Vaters

Jorn auf sich geladen und wurde von ihm verflucht. Nie mehr dürfe er vor seine Augen kommen. Johannes suchte Raffael mit ernstesten Gründen zu trösten, diesen aber schreckte des Vaters Fluch, daß er nimmer Ruhe zu finden glaubte. Johannes glaubte kraft seines Amtes ihm die Sünde vergeben und Seligkeit zusichern zu können, und es gelang ihm. Als Raffael beruhigt war, gelangten die verschiedenen Geschäfte, die während der Krankheit des Papstes Anaklet geruht hatten, zum Vortrag. Johannes lernte die Räte im allgemeinen kennen. Sie forderten von ihm weder Weisheit noch Wunder, nur daß er ihren Absichten und Ansichten nicht widersprach. Gelegentlich erfuhr er, daß Rephalas sein Amt als Leibarzt niedergelegt und in das Haus der Fürstin Venus gezogen sei. Es war ihm einerlei, ob der Arzt ihn verrate, denn seine Würde war ihm schon gleichgültig geworden, und er bewahrte sie nur aus der Art menschlicher Trägheit, die nicht ohne Grund aus einem bequemen Zustand sich hinausversetzt. Wäre ein würdiger Mann in dieser Zeit um ihn gewesen, der Einsicht mit Frömmigkeit verbunden hätte, so wäre seine Herrschaft vielleicht von den Lastern und dem Elend freigeblichen, die alte Geschichtsschreiber ihm vormwerfen. Der gute und ehrliche Raffael hatte keine Einsicht in die

Geschäfte, beschränkte sich auf die Anordnung des Hauswesens und wurde bei seinem Leichtfinn von einer Zahl Familienbekanntschaften und Ereignissen so in Anspruch genommen, daß ihm bei aller Freundschaft für Johannes wenig Zeit übrig blieb.

So verging die erste Woche. Johannes sehnte sich nach jedem Abend, um auf Stephania zu lauern, ob sie nicht am Fenster erscheine. Er hatte sie nur in der Kirche gesehen, und die Gewohnheit verhinderte, sie zu sich kommen zu lassen oder zu ihr hinzugehen. Stephania und Sabina waren in der sonderbarsten Lage, aus der Not in Überfluß gesetzt und doch völlig ungewiß über ihr künftiges Dasein, da dies nur durch eine Unterredung mit Johannes gesichert werden konnte. Stephania hätte mit Freundeslust die Erhebung des Johannes bewundern mögen, aber die geheime Wahrheit und der lebendige Traum, Johannes sei eine Jungfrau, störten immer wieder ihre Ruhe. Das heilige Bild am Berge hatte ihre Andacht geweckt. Sie las in der Bibel mit großem Fleiß und fand dort die Stelle:

„Ein Weib soll nicht Mannesgeräte tragen und ein Mann soll nicht Weiberkleidung antun, denn, wer solches tut, der ist dem Herrn, deinem Gott, ein Greuel.“ (Mos. V, 22, 5).

Nicht länger wollte sie ein Greuel dem Herrn sein, aber Sabina beschwichtigte sie mit der Gefahr, die sie beide noch immer liefen, wenn sie als Pfalzgraf erschiene. Stephania ließ sich denn auch noch einige Zeit beruhigen, fand es aber immer unleidlicher, daß diese Tracht es ihr unmöglich mache, dem Freundesgeföhle für den Papst nachzugeben und nach seinem Fenster zu blicken.

Johannes entdeckte nun durch den Wink eines Dieners des vorigen Papstes einen Ausgang aus dem Palaste, wo ihn keine Wache bemerken konnte. Nur er hatte den Schlüssel dazu. Nachdem er es sich lange auszureden versucht hatte, widerstand er eines Abends der Versuchung nicht, in einen blauen Mantel gehüllt, darunter ein Messer zu seinem Schutze versteckt, hinauszutreten, die alten Wohnungen und Gänge seiner Liebe zu beschleichen und dann vor dem Hause zu weilen, ungeachtet er nichts wahrnehmen konnte. Unruhiger kehrte er heim, als er ausgegangen war. Raffael bemerkte wohl eine Veränderung an ihm, mußte sich es aber nicht zu deuten. Johannes wies die Geschäfte in den nächsten Tagen zur Freude der Räte von sich, da er selbst an der leichten Mühe des Unterzeichnens Überdruß hatte. Er ließ sich die Laute bringen und sang alte Lieder. Die Fürstin

Venus, die ihn durch Hofdiener beobachten lie-
sandte ihm eines Tages demütige Botschaft, wo-
sie so gern über die politische Lage ihm einige
Nachrichten mittheilen wolle. Er versprach und
bestimmte einen Tag, ohne sich an sein Ver-
sprechen weiter zu erinnern. Trauer und Zweifel
bemächtigten sich seiner allmählich in sehnsüchtiger
Liebe, daß er sichtlich abmagerte und sich kaum
in die äußere Form seines hohen Amtes fügen
konnte, zumal dann, wenn er nächtelang an
den Straßen geseufzt hatte. In solcher Stimmung
gedachte er doch einmal wieder der Fürstin
Venus, machte ihr einen feierlichen Besuch und
war überrascht, da er ihre Bekanntschaft mit
seinem Geheimnisse nicht wußte, sie so geschickt
zu finden, sein Leiden zu erkennen, zu schonen
und es doch vertraulich zu berühren. Sie ver-
mied es, ihn mit Kephala zusammenzubringen
oder von ihm zu sprechen, auch irgendeine
Neugierde zu zeigen, sie schmeichelte scheinbar
nur dem sinnlichen Genuß mit gewählter
Speisen und Getränken, lebhafter aber schien
sie dem geistigen Streben des Johannes, im
allgemeinen sich darzustellen, was sein Inneres
fühlte, und dabei begegnete ihm wieder die
unerschöpflichen Mythen der Alten. Er staunte,
sie der Götter lachen zu hören und gestand sich,
als er fortging: sie sei von genialer Gemeinheit.

le ihm aber der letzte Trost bleiben, wenn es Irdische ihm zur Qual würde.

Ihre feste irdische Wurzel, die Behaglichkeit, damit sie ihr Leben mitten in einem wunderbaren aufgeben befestigte, das unzerstörbare Bemühen, die Welt in den Kreis ihrer Lust zu ziehen, die Launen im Auffassen menschlicher Schwächen und im Beantworten gefelliger Scherze, machten dem sich härmenden Johannes so wert, wie man keiner seiner neuen Bekannten geworden war. Er fühlte, daß sie die meisten übersehen und nur von wenigen erkannt zu werden suche.

Solcher Trost galt wohl für den Tag, aber am dunklen Abend führte seine Traurigkeit zurück. Manche Stunden hatte er in stürzischen Nächten vor der Türe der Stephania seufzt und Stephania hatte mit Sabina über einen seltsamen Wind gesprochen, der fast menschliche Stimme annehme, als er den Drang seines Herzens nicht länger zurückhielt und sein Leid ein Liebeslied legte :

In jedem Stern liegt meine Pein.

Ich sah sie einst, da war sie mein allein.

Alles ist der frohe Sternenschein.

Zeit mich der heilige Dienst ihr abgewann,

Und bittren Tränen mir die Lust zerrann.

Ich klag den Gott von meiner Liebe an.

O, meine Tränen, keine schützet euch,
Ihr seid den alten Göttern darin gleich,
An allem bin ich arm, in euch so reich.

Zerreiße, Stern, des Leibes festes Band,
Entbrenne tiefer, heißer Herzensbrand,
Vielleicht, daß mich begräbt die liebe Hand.

Ich wandle wie ein Nachtgespenst umher
Zu deiner Türe nachts und seufze schwer
Aus meiner Brust, an Trost und Wohlsein leer

Mein Atem stöhnet wie ein Pinienwald.
Ein Unglückszeichen mein Gesang erschallt,
Daß alle Nachbarn sich ergrimmen bald.

Sie lärmen, nicht zu hören all mein Weh,
Sie nehmen Umweg, daß mich keiner seh,
Sie werfen Steine, daß ich hier vergeh.

Wie von dem Aft im Traum ein Vogel fällt,
So flattere ich des Nachts, so ungesellt,
Ein Unglücksvogel, durch die müde Welt."

Stephania erkannte die Stimme des Johannes. Sabina aber widerstritt dieses, weil nach ihrer Meinung Johannes über seine Erhebung nur Freude, aber keinen Jammer zu empfinden Ursache habe. Stephania war der Stimme zu gewiß. Sie legte sich an den Boden und rief leise: Johannes. Und Johannes antwortete

liebend: Stephania. Gleich sprang diese erfreut die Treppe hinab, öffnete die Thür und umarmte Johannes, daß ihm das Blut heftig durch die Adern jagte. Da Johannes wegen der Dienerschaft nicht hinaufsteigen mochte, so führte er Stephania durch die dunklen Straßen, die von manchem heimlichen Liebespaare durchflüstert wurden. Aller Jammer des Johannes war in süße Ruhe aufgelöst und er selbst entschlossen, das Geheimnis seiner Liebe und seines Geschlechtes rasch zu lösen. Aber die Stille war zu süß. So fand es sich, daß Stephania auf die Erzählung kam, wie sie in jener Nacht im Venusgarten durch einen Traum, Johannes sei eine Jungfrau, so geängstigt worden, und späterhin durch die Bibelstelle, daß sie vor den Augen des Herrn ein Greuel sei, weil sie Weiberkleider trage, und wie sehnlich sie wünsche, ihr ritterliches Gemüt öffentlich zu zeigen und jeder Gefahr sich hinzugeben. Johannes fühlte in der Entschlossenheit und ernstern Keuschheit des Knaben, daß keine heimliche Liebe ihm erfreulich sein würde, ja daß er sie bestimmt auf immer, was es auch koste, vermeide, so er sein Geheimnis erfahre. Und zweifelnd schwieg er. Endlich fiel ihm doch die Möglichkeit einer beruhigenden Nähe des Knaben ein, wenn er als Pfalzgraf öffentlich auftrate und führte mit der Gewalt

und Unbesonnenheit der Leidenschaft diesen Entschluß aus. Sie standen bei der Laterne unter einem Kruzifix. Da gewahrte Stephania das blasse Antlitz und die tränenfeuchten Augen ihres Freundes und bedauerte, nicht immer bei ihm bleiben zu können und ihm Trost zu sein. Da raffte Johannes sich auf und sagte, daß sie noch heute mit ihm ins päpstliche Schloß kommen müsse, daß sie morgen als Pfalzgraf das ritterliche Roß besteigen müsse, daß er ihr Besitztum ihr wiedererwerben wolle, daß sie bei ihm leben und er bei ihr sterben solle. Und um keinen Einwand der Vernunft zu hören, zog Johannes Stephania mit Hefigkeit in den Palast. Als sie auf seinem Zimmer waren, klingelte er nach Raffael, der sogleich herbeieilte und sich allerdings wunderte, was der Papst so spät noch von ihm beehrte. Als er eintrat und ein Mädchen erblickte, wandte er sich um und sagte, er habe nichts gesehen, wenn es auch schon besser sei, daß dies nicht vorgekommen. Er wolle die heiligen Stufen, die zu dem heiligen Palast führen, waschen lassen. Johannes aber sagte ihm, daß die früheren Päpste auch nicht nur Väter gewesen seien, sich auch ihre Gedanken von Frauengunst erhellt hätten. Er solle ihm doch auch einen Gefellen gönnen. Raffael meinte, Gefellen gönne er ihm hundert an der Zahl,

aber keine Gesellin dürfe es sein, oder aber, wenn ihn die Liebe plage, solle er diese heimlich pflegen. Damit aber seine arme Seele Ruhe finde, verriet ihm Johannes, daß Stephania der Sohn des Pfalzgrafen sei, mit dem er in früheren Jahren erzogen worden. Raffael solle schnell Kleider aus bunter Seide mit Gold geziert herbeischleppen, dazu Degen und Helm. In der Nebenkammer solle er ein Lager richten und dann zu Frau Sabina hinübergehen und ihr die Kunde bringen.

Raffael freute sich des frohen Gemüths seines Papstes, vollbrachte in Eile, was ihm aufgetragen und blieb die Nacht ohne Schlaf. Am andern Morgen ging er zur alten Sabina, die schon um den verloren geglaubten Pfalzgrafen trauerte, aber zufrieden war, als sie hörte, daß der Papst Stephania wieder zum Pfalzgrafen erheben und für sein Wohlergehen sorgen wolle. Sie könne nicht am Hofe leben, sondern ziehe sich lieber in ihre kleine Hütte zurück und wolle ihr Leben in Gott und Einsamkeit beschließen.

Bei dem öffentlichen Auftreten des Pfalzgrafen Ludwig durchirrte mannigfaltiges Gespräch die Stadt Rom. Viele wollten erfahren haben, daß er als Mädchen unter dem Namen Stephania schon längere Zeit dort gelebt habe, und die Römer glaubten in seinem hellen nordischen

Aussehen ein Merkmal zu erkennen, er sei eine Jungfrau und die Geliebte des Papstes. Die Gewalt, die er über den Papst ausübte, bestätigte die Meinung. Rephalas allein sah auf den Grund und sah doch zu viel, denn er beurteilte beide nach seiner Gesinnung, wie es verdorbene Seelen so gerne tun. Ihm fiel die Prophezeiung des tollen Spiegelglanz ein, er werde vom Teufel befreit, wenn der Papst von einem Kinde befreit werde, und seine Eifersucht war grenzenlos. Der Fürstin Venus durfte er seine Vermutung mitteilen, nicht aber seinen Gram, denn sie wollte allein herrschen und hätte ihm nimmermehr solche Rückkehr zur alten Neigung verziehen. Zudem mußte er ihr wieder versprechen, sein Geheimnis jedermann zu verbergen, denn sie allein wollte es geltend machen.

Johannes fand sich in der Nähe des Geliebten so ganz beglückt, daß er diese selige Zeit durch kein Ringen noch größerer Lust bei der Gefahr, alles dadurch zu verlieren, stören möchte. Der Pfalzgraf entwickelte sich so herrlich, sein jugendlicher Übermut zeigte sich so sprühend und seine Freundschaft für Johannes war so lebhaft, daß dieser ihm alle Zeit schenkte, die er ernstesten Geschäften gelobt hatte, und den ernstesten Rat des Raffael, der das Unheil wohl entstehen sah, ungeduldig abwies. Der Pfalzgraf trat

herein, und Raffael stand vergessen und trat ab. Der junge Pfalzgraf bat den Papst mit großem Eifer, ihm einen mit Gold ausgelegten Harnisch zu kaufen, den er beim guten Goldschmied feil gefunden hatte. Der Papst lachte über den Eifer, stellte ihm vor, daß er ihn ja noch nicht zu brauchen wisse, kaufte ihn aber doch. Der Gesell küßte Johannes die Hand und bat demütig, ihm alle Unfreundlichkeit zu verzeihen, die er früher mahnend gegen ihn ausgeübt. Johannes aber machte ein ernstes Gesicht und sagte ihm, daß er dafür noch gestraft werden solle, indem er ihn zum Goldschmied des Papstes mache. Der gute Gesell sprang hoch vor Freude und schmour, da er der Goldschmied des christlichen Papstes geworden sei, nun möge der Teufel alle heidnischen Götter holen. Als er fortgegangen, packte der Pfalzgraf seine übrigen Bitten aus: er wünschte ein paar kostbare Ritterpferde, um das Ritterspiel, den Buhurt, das Tnostieren recht zu lernen. Johannes stellte sich erst weigernd, aber der Pfalzgraf war so vergafft in die Pferde, daß er fast wild wurde. Johannes sah, daß er ihm nichts abschlagen könne, unterzeichnete alle Summen und gab sogar zu, daß ein Turnierplatz mit Ställen nahe dem Palaste eingerichtet wurde, die der Pfalzgraf mit den kostbarsten Pferden füllte. Raffael

machte dem Papste Vorstellungen wegen dieser Verschwendung, aber Johannes verwies ihn mit einem Seufzer auf das Beispiel des konstantinopolitanischen Bischofs Theophylaktus, der über zweitausend Pferde halte, sie mit Pistazien, Rosinen, Mandeln und Feigen füttere und mit Wein tränke. Dann meinte er ernsthaft, in dieser Kriegszeit müsse auch die Kirche bewaffnet sein, und zu diesem Zwecke erziehe er sich junge Ritter.

Irrtümer lassen sich widerlegen, nicht aber absichtliche Selbsttäuschung. Der Gedanke einer kriegerischen Kirche verband den Pfalzgrafen auf immer mit Johannes, doch dieser Gedanke gebar neue Irrungen, indem er Herrschsucht und Ehrgeiz in weltlichen Dingen als ein Hauptziel seiner geistlichen Herrschaft ihm darstellte. Die Fürstin Venus nicht nur, sondern auch die verruchte Marozia waren ihm dazu wichtig, ihre Reichtümer und ihre Familienverbindungen galten überall, und so führte die eine verbotene Liebe zum Pfalzgrafen, so wenig dieser davon wußte, alle die bössartigen Verbindungen herbei, die irgendeine päpstliche Regierung beschimpft hatten. Raffael sah alles kommen, aber es fehlte ihm an Ernst, seine Warnungen wurden abgewiesen, und Johannes wünschte bei aller Freundschaft, die er für ihn hegte, eine Ehrenstelle zu entdecken, die ihn aus seiner Nähe brachte, ohne ihn zu kränken.

B u h u r t u n d I n o s t

Schon jetzt entschloß sich Johannes, zur Förderung seiner Weltherrschaft die Dekretalensammlung des falschen Isidorus, die Kephalas unter diesem Namen eines würdigen, längst verstorbenen spanischen Bischofs auf Befehl seiner Fürstin verfertigt hatte, öffentlich anzuerkennen. Sie enthält Briefe der ersten römischen Bischöfe, welche die Bischöfe aller weltlichen Oberherrschaft frei darstellen und zugleich das kirchliche Bannrecht als höchstes Strafrecht der ganzen Christenheit auf alle Arten der Vergehen ausdehnen. Gern hätte Kephalas diese Gelegenheit benutzt, sich wieder in den Umgang mit Johannes zu schleichen, aber er hatte an der Fürstin seine Hölle auf Erden gefunden. Sie quälte ihn mit jeder Art Eifersucht, während er es nicht wagen durfte, nur die kleinste Äußerung derselben gegen sie laut werden zu lassen. Wunderliches mußte so Kephalas von diesem furchtbaren Weibe erdulden.

Der Pfalzgraf war unterdessen unermülich im Nachholen aller männlichen Übungen, die er bis dahin versäumt hatte. Fechten jeder Art, Reiten mit aller Künstlichkeit, selbst das Ringen und Ballschlagen trieb er bald mit großem Erfolge, und es ließ ihn kaum schlafen. Seine Pferde waren nächst Johannes seine liebsten

Freunde. Ihnen brachte er das Beste von seinem Tische, pugte sie selbst und ritt sie selbst in den Liber. Durch ihn wurde ganz Rom zur Ritterschaft aufgemuntert, die dort bis dahin keinen rechten Fuß hatte fassen können. Der Goldschmied war unerschöpflich im Erfinden neuer Rüstungen, Helme, Degen oder Zaumzeug, und Johannes wagte kaum über die Preise zu markten, weil er jeden unwilligen Blick des Pfalzgrafen wie ein Unglück scheute. Dieser hatte von seinen Pferden und Reitgesellen ein eigenes, hartes und heftiges Wesen allmählich angenommen. Niemand war darüber mehr erschrocken als Sabina, die er wohl noch zuweilen besuchte, aber schließlich meinte, die Frau werde kindisch. Raffael wurde am meisten vom Pfalzgrafen geärgert, denn dieser war ein abgesetzter Verächter aller ritterlichen Übungen. Er sah die bösen Folgen schon aus noch verhangener Zukunft herüberdrohen. Die Frauen vergötterten den Pfalzgrafen, jede suchte ihm auf andere Weise zu gefallen. Er aber war, wie es bei der nordischen Jugend in diesem Alter sehr häufig der Fall ist, derb und grob gegen alle und übte gern plumpe Späße mit ihnen, die diesen aber nicht unangenehm waren.

Johannes entzog sich immer mehr aller geistigen Ausbildung und Betrachtung. Gegen Verbrecher

war er so milde, gegen Arme so freigebig, daß ihn das Volk verehrte, ohne weitere Wunder von ihm zu verlangen. Zu dieser Freigebigkeit und zu der Pracht des Pfalzgrafen bedurfte er viel Geld, und wo die gewöhnlichen Einnahmen nicht ausreichten, da halfen die Kirchenschätze aus, die bis dahin mit großer Treue bewahrt worden waren, die er aber durchaus nicht heiliger wie jedes andere Eigentum achtete. Die Freude an den Übungen des ritterlichen Pfalzgrafen und dessen Bitten hielten ihn tagelang in der Reitbahn, bis er eines Tages nicht länger widerstehen konnte und auch ein Pferd bestieg. Kaum konnte er fertig reiten, so lernte er vom Pfalzgrafen auch das Jhostieren und brach da manchen Speer. Das erste Aufsehen war bald überwunden, die Leidenschaft steckte an und manche Messe wurde nicht gelesen, weil die Geistlichkeit an den empfangenen Stößen salbte. Die Fürstin Venus mischte ihre alte Mythologie hinein, und auf ihrer Bahn sah man die zwölf großen Götter sich den Jhostpreis teilen.

Der ehrgeizige Pfalzgraf wollte auch einen großen Buhurt in der Schloßbahn geben und bestimmte Johannes, ein großes Ausschreiben ergehen zu lassen, worin alle Kampflustigen eingeladen wurden, um eine goldene Rose zu streiten,

die der Sieger aus der Hand der Fürstin empfangen sollte. Die Bahn war mit kostbarsten Teppichen behängt, das Gerüst war mit den herrlichsten Frauen besät, vor denen allen die Fürstin Venus mit ihrem heidnischen Hofstaat prangte. Johannes und Ludwig hatten sich als Castor und Pollux geharnischt, ihre Helme mit großen goldenen Sternen und ihre blauen Waffenröcke mit kleinen silbernen Sternen geziert und erwarteten so unter einem güldenen Baldachin die Ankunft kampflustiger Ritter.

Raphaelas hatte sich diesmal durch seine medizinischen Kenntnisse notwendig gemacht und stand unter einem verdeckten Bogen mit stärkenden Mitteln für Ohnmächtige, mit Beinschienen für zerbrochene Glieder, mit Schnepfern zum Aderlassen der Menschen und Pferde und mit Salben für Beulen. Die hohen Geistlichen ließen sich die Ehre nicht nehmen, zuerst in die Schranken zu treten und sich zu versuchen. Wenn sie im Anlauf der beiden geschickten Ritter aus dem Sattel gehoben wurden, oder die Speerspitzen durch die Fugen der Rüstungen schnitten, begann ein Geheul ihrer Köchinnen vor den Gittern; das Volk aber geriet in einen Taumel der Seligkeit und dachte an die Zeiten des heiligen Georg und an den heiligen Michael, wenn es seinen Papst so streitbar erblickte. Johannes

und Ludwig blieben in dem ganzen Streit unüberwunden. Schon sollten die Preise ausgeteilt werden, als noch ein fremder Ritter in die Schranken eingelassen zu werden begehrte. Sein güldener Harnisch war so prachtooll, daß niemand das Helmabnehmen verlangte. Obwohl Johannes schon dreißig Speere verstoßen hatte, so rannte er doch noch gegen ihn an und traf den Schild des Ritters, jener aber die Seite des Papstes, der nach kurzem Schwanken herabfiel. Alle Diener sprangen zur Hilfe herzu, er aber, der die Entdeckung seines Geschlechts fürchtete, verbiß die heftigen Schmerzen und stellte sich sehr heiter, hinkte fort und schloß sich in seine Gemächer ein. Dem Ritter, der nach diesem Unfalle ein unedles Gelächter anschlug, riß man den Helm ab, und es zeigte sich das verruchte, grinsende Antlitz des Spiegelglanz, der einige Zeit vorher der Haft entsprungen war. Er schien nichts von sich zu wissen und faselte nur in allerlei dummen Späßen und holperigen Versen. Als man ihm Vorwürfe machte, sang er mit einer hohen kreischenden Stimme in unglaublichen Tönen:

Adam brach das erste Gebot,
Doch du vergabst ihm, lieber Gott.
Petrus hat die Seligkeit mit dir,
Der dich doch dreimal verleugnet hier.

Thomas war ein Zweifeler,
 Dennoch vergab ihm dies der Herr.
 Paulus, der tat manch Leid
 Zuvor in der Christenheit
 Und kam doch zu deinen Gnaden
 Wegen seiner Waden.
 Matthäus, der dem Zoll entrann,
 Er setzte dir nur die Hälfte an,
 Hat dich bestohlen und betrogen,
 Du bleibst ihm doch gewogen.

Die Ritter wollten ihn schlagen, als sich ein
 anderer Ritter zu seinem Schutze vor den
 Schranken einfand, der, noch prachtvoller gekleidet
 und gewaffnet, in schwarzem Sammetwappenrock
 mit goldenen Kronen aller Aufmerksamkeit auf sich
 lenkte. Dennoch mußte er den Helm abnehmen,
 alle begrüßten mit Achtung Herzog Pandulph
 von Capua, der Spiegelganz als seinen Ritter
 anerkannte und zu seinen Leuten zurückschickte.
 Der Pfalzgraf war sogleich bereit, ein Rennen
 mit dem Herzog anzunehmen. Der erste Trost
 vollendete sich nach ritterlicher Art, die Speere
 trafen die Schilde, die Schilde spalteten sich und
 beide blieben im Sattel. Als sie aber neue
 Speere genommen und der Herzog den Jüngling
 mit rechtem Ungestüm anreiten sah, machte er
 den Trost etwas lang, so daß sein Speer später
 eintraf, am Halse des Pfalzgrafen sich durch

die Schienen drängte und ihn verwundet zur Erde streckte. Der Herzog ritt zur Fürstin und begehrte den Preis. Sie gab ihm die goldene Rose ungerne, hatte aber keinen Grund der Weigerung, als daß er ein häßlicher Mann sei, worauf es hier aber nicht ankam. Er nahm den Preis, sagte noch einige unverschämte Spottreden auf geistliche Turniere, setzte die Rose dem Spiegelglanz auf das närrische Haupt und ritt mit ihm und den Seinen grußlos fort.

Das Mitleid hatte alle Frauen um den Pfalzgrafen versammelt, dessen Halswunde heftig blutete. Mehr als die Wunde schmerzte ihn der verlorene Sieg. Er biß die Zähne zusammen, kniff die Augen zu und wollte niemand hören und sehen. Rephalas untersuchte mit rechter Bosheit die Wunde und vermehrte die Schmerzen noch, indem er sie mit bezaubernden Mitteln bestrich, die den Pfalzgrafen seinem Dienste gefügiger machen sollten.

Als Johannes die Nachricht von der Verwundung seines Lieblings erhielt, erhob er sich trotz seiner Schmerzen vom Lager und suchte ihn zu trösten. Dieser aber betete in blinder Wut und gebrochenen Worten um Krieg gegen den verruchten Herzog, und Johannes versprach ihm zu seiner Beruhigung alles, was er begehrte, und gab, nicht ohne geheimen Schauer, seine

Befehle zur schnellen Bewaffnung. Dadurch heiterte sich der Pfalzgraf auf und horchte den Gesänge, den die schönsten Frauen unter dem Fenster seines Zimmers im Park anstimmten. Johannes empfand bei diesem Singen eine bebende Sehnsucht, sich dem Pfalzgrafen zu entdecken. Aber er überwand sich noch einmal, öffnete das Fenster, und sah niemand, denn die Frauen waren eilig geflüchtet. Aber ein köstliches Mahl stand da unten bereitet auf einem Teppich und lud die beiden, die allmählich ein Hungergefühl spürten, gar lieblich ein. Während sie aßen und dem Vergangenen nachsannen, sprengte ein Geschwader Reiter durch die Gassen, der Pfalzgraf sprang auf, der Pokal stürzte um, das Messer entfiel der Hand des Johannes. Der Pfalzgraf vergaß in seiner kriegerischen Wildheit seine Wunde, ergriff das Messer und rief: Auf den Feind, du wackerer Degen! Aus den Gassen drang das Rufen der gestörten Menge: Bete für uns, heiliger Papst! Der jüngste Tag ist nahe! Wehe, wehe allen Sündern! Neue Stöße eines plötzlich entstandenen Erdbebens, von denen die Mauern des Schlosses barsten, zerstreuten das Volk. Der Pfalzgraf stach mit wilder Hefigkeit gegen die Erde, während Johannes schweigend zusah: ich habe kein Gebet für die Erde, ich habe nur einen Gedanken: daß der Tod uns geselle.

Die Gärten der Lust

Am andern Morgen war das Schloß in gar großer Unruhe, da weder Johannes noch der Pfalzgraf ihre Türen öffneten. Und keiner wagte zu fragen, ob sie krank seien oder nach den Anstrengungen des vorigen Tages noch ruhen wollten. Raffael allein wagte laut nach Johannes zu rufen. Er erwachte und fand sich auf dem Sitze eines Betstuhls, wo er mit auflehntem Kopfe geschlafen hatte. Müde taumelte er auf, rief den Pfalzgrafen, blieb aber ohne Antwort. Sein Bett war leer, am Boden war Blut, und die Stücke eines zerbrochenen Messers lagen umher. Allmählich erinnerte sich Johannes wieder der Nacht. Hatte er ihn wirklich umgebracht? Er wagte nicht, dem immer ungeduldiger rufenden Raffael zu öffnen, bis er den Vermundeten gefunden habe. Aber sein Suchen war vergebens. Jetzt erbrach Raffael die Thür und war froh, Johannes lebend zu sehen. Niemand hatte den Pfalzgrafen gesehen, der unmöglich durch die doppelte Reihe der Wachen unbemerkt gegangen sein konnte. Johannes fragte nach dem Erdbeben, aber niemand wußte etwas davon. Dagegen berichtete ein Wächter heimlich, er habe Licht in der Kapelle gesehen, was immer den nahen Tod eines Papstes verkünde.

Nach allen Seiten ausgesandte Boten kamen ohne Nachricht vom Pfalzgrafen zurück. Den Rittern, die sich zum bevorstehenden Feldzuge meldeten, ließ Johannes für ihre Treue danken, gab aber seinen Wunsch nach Frieden zu erkennen. Die Reden des Papstes wurden so wirr, daß es in der Stadt hieß, er habe seine geliebte Stephania, die unter dem Namen eines Pfalzgrafen bei ihm gelebt habe, beim Weine umgebracht. Auch wollte man nächstens in den Gemächern des Papstes Waffenklirren gehört haben.

Dieser tiefen Not und aller Welt wollte Johannes entfliehen, aber es war zu spät. Schon hatten ihn die Treiber des wilden Jägers überall umgangen, und als er den Berg hinaufstieg, umtanzte ihn eine Schar von Frauen mit leise surrendem Getöse, wie die Meermuschel am Strand, wenn die Flut zurückebbt, und hatte ihn bald mit Schlingen an Händen und Füßen gebunden. Gleichgültig ließ er sich in den Garten der Fürstin Venus bringen. Sie saß auf einem Dreifuß in einer Höhle über Weihrauchwolken und achtete nicht der Eintretenden, sondern starrte auf eine goldene Kugel, die sich in ihrer Hand bewegte. Auf einen Wink verließen die Frauen und Dienerinnen die Höhle, der Gebundene lehnte sich an eine

Säule und fragte, was alles dies denn bedeute. Die Fürstin bewegte sich heftig und flüsterte, ihm kaum vernehmbar: „Du bist ein schwaches Weib und sehnst dich nach des Jünglings wilder Kraft. Du wirst ihn schauen, aber deine Arme werden ihn nicht halten.“

Als Johannes das große Geheimnis seines Geschlechts und das seiner Liebe verraten sah, konnte er sich der Ehrfurcht gegen das Orakel nicht erwehren. Die Fürstin streute Weihrauch in die Felsenspalte und ließ den Gefesselten allein. Johannes versank in immer tiefere Betäubung, die Wände erbebten, die Sinne verließen ihn. Als er aufwachte, fand er sich allein in einem Gewölbe, in das von oben her durch einen Rost blausilbernes Licht zu ihm niederstrahlte. Über ihm tönten leise ferne Gefänge. Er glaubte am Schall der Tritte über sich große Wanderzüge zu erkennen und hörte bald das Brüllen eines Stiers, dessen heißer Atem durch den Rost ihn anwehte. Eine Opferpriesterin durchstach mit dem Messer dem gebundenen Tier die Hauptadern, daß das heiße Blut auf Johannes durch den Rost herabsfloß. Der suchte schauernd die Lür, öffnete sie und fand sich in einem hellerleuchteten Kreise von Ringmauern, dessen Boden von einem reisenden Kornfelde bedeckt war. Endlose Chöre sangen den Reichtum des

Lebens, seine unerschöpfliche Freude und bewegten sich dabei wie die Gestirne langsam in gleicher Richtung, indem sie im Vorüberwallen die Fürstin als Ceres begrüßten. Sie trat stolz und freudig zugleich auf Johannes zu, nannte ihn Proserpina, ihr geliebtes Kind, und forderte ihn auf, mit dem leichten Sommerwind zu tanzen. Da kamen zierliche Tänzerinnen und reicheten Johannes zu einem Reigen die Hände, indem er sich aus der Verzweiflung zu einer gewissen Vergessenheit erholte. Unterdessen hatte sich unbemerkt ein härtiger Mann auf schwarzem Wagen genähert, ergriff Johannes und trieb sein Gespann zu einem dunklen Ausgange, während die Gespielinnen jammerten.

Der Wagen führte ihn durch einen Weg voll unbestimmter Gestalten, die sich wie abgelöste Menschenschatten rings zu einem Flusse drängten, auf dessen dunklen Wellen ein Nachen von einem Greise langsam überfahren wurde. Der Wagen aber schnitt durch das Wasser und stürmte in eine Halle voll feuriger Erscheinungen und seltsamer Qualen. Aber das Mitleid des Johannes verteilte sich unter so viele, daß er keines Einzelnen denken konnte, als der Wagen schon wieder emporraste und aus der gleichen Pforte zu den klagenden Chören heimfuhr. Der unbekannte Entführer warf Johannes einen grünen Schleier

über, hob ihn aus dem Wagen und war im Augenblick verschwunden. Die Chöre erhoben wieder ihren jubelnden Gesang und umtanzten in wildem Reigen den Zurückgekehrten. Dann führte die Fürstin den Neugeweihten in ein Seitenzimmer, damit er sich ausruhe. Johannes sank auf ein Ruhebett, erholte sich ein wenig und fragte die Fürstin, ob jetzt die Frauen wissen, daß er kein Mann sei. Sie aber antwortete, daß nur sie allein es wisse, daß die Frauen meinten, er sei eine Braut, die vom Lande gekommen, weil ihr vor dem Hochzeitsfeste so seltsam zumute gewesen sei.

Immer tiefer geriet Johannes in den Bann der Fürstin und des Kephalas, der eben eintrat. Die Fürstin reichte Johannes ein Messer und gebot ihm, den Pfalzgrafen, der gebunden von Kephalas hereingeführt wurde, zu erdolchen. Der Pfalzgraf merkte, daß ein fremder Bann über dem Geiste des armen Freundes ruhe und floh. Da reichte die Fürstin Johannes einen Brief und zwang ihn, denselben zu unterzeichnen und zu siegeln und befahl Kephalas, ihn heimzuleiten. Johannes gehorchte dem Kephalas wie der Fürstin, denn beide hatten gleiche Gewalt über seinen Willen gewonnen. Wie ein Wachender ging er die gewohnten Wege zum Schloß hinaus, sprach aber nicht, als Kephalas ihn anredete.

Die Fürstin sah ihm einige Zeit nach und wurde im Fenster vom Schlafe überwältigt. Johannes war in diesem Augenblicke an derselben Stelle, wo ihm der Goldschmiedegesse damals den erstern Liebesbecher gereicht hatte. Er sank an dem Sitze vor dem verschlossenen Hause einschlafend nieder, und kein Rütteln des Kephalas vermochte ihn wieder emporzubringen. Der Arzt empfand Besorgnis, denn er war allein und fürchtete sein Erwachen aus dem magnetischen Schlafe und, daß er wieder zu seinem Willen kommen könne. Deswegen eilte er nach dem päpstlichen Schlosse, um eine Sänfte und Wachen zu holen.

Johannes erwachte bald, aber so ermattet, daß er sich kaum aus der unbequemen Krümmung erheben konnte, in die er einschlafend gesunken war. Wie er hierher gekommen, begriff er nicht. Aber es kümmerte ihn auch wenig in seiner Schwäche, denn er lebte nur mit den Augen in der Welt und betrachtete alles, was ihn umgab. Wie er die Fürstin in ihrem Verrat erkannt hatte, wie er im Hellssehen den Pfalzgrafen gesprochen und welche Schriften er unterzeichnet hatte, das alles war ihm wie ein Traum entfallen.

Da trat ein alter Einsiedler, der am Berge wohnte, zu ihm. Ein Reh mit buntem Bande ging vor ihm her. Johannes sah auf und sah,

daß der Geistliche ein gefülltes Kelchglas sorgsam in beiden Händen trug. Er grüßte den Erschöpften freundlich und bot ihm den frischen Trunk an. Der aber wehrte ab. Da hob der Geistliche das mit rotem Wein gefüllte Kelchglas und die aufgehende Sonne schien daraus hervorzuquellen. Johannes fühlte sich durchdrungen von des Einsiedlers starkem Glauben und sprach, indem er niederkniete: „Mir ist, als sollt dereinst ich doch noch Gnade finden, und als würdest du mich von aller Schuld erlösen.“ In dieser gläubigen Gesinnung wollte ihm der Geistliche den Kelch reichen, da trat Kephalas mit einer prunkvollen Sänfte und der Wache hinzu und der Geistliche wurde gedrängt. Johannes war zu schwach zum Widerstand, wurde in die Sänfte gehoben und zum Palast gebracht.

Venus, Kephalas, der Papst und das Kindlein

Die Fürstin war aus ihrem Schlafe erschreckt aufgefahren. Nur jetzt durfte sie nicht versäumen, als erste zum Palast zu kommen, sonst war das ganze Ränkespiel vergebens. In einer Tasche barg sie allerhand seltsame Geräte, solche, wie man sie bei der Geburt eines Kindleins braucht. Im Schlosse kannte man ihren schwarzen schweren, goldgestickten Samtmantel, und die Wache ließ sie ungehindert zu den Gemächern des Papstes. Wenig Augenblicke, nachdem sie eingetreten, führte Kephalas diesen herein. Unten hatte sich das Volk versammelt und jammerte: unser schöner, lieber, guter Papst ist krank. Johannes hörte es nicht. Der lag weh und wund auf seinem Lager und mußte gar nicht, was ihm geschah. Aber Kephalas und die Fürstin wußten dies um so besser. Johannes gebar ein Kindlein. Der seltsame Zaubertrank des Kephalas hatte seine Wirkung getan. Sie wickelten es in Tücher und die Fürstin sollte es unter ihrem schwarzen Sammetmantel mit zum Venusberg nehmen. Dies Kindlein mußte Johannes auf immer an die beiden ketten. Nun hatten sie eine Handhabe, gegen die der Papst mehrlos war. Sie

rüttelten den Armen aus seiner Betäubung auf, ließen ihn das Kindlein sehen und drohten ihm, seine Schande allen preiszugeben, wenn er nicht gehorche. Johannes versprach alles.

Des Pfalzgrafen Errettung durch Johannes

Johannes wurde es immer unerklärlicher, wie er aus dem Schlosse der Fürstin nach dem Berge gekommen, wie Kephalas es wage, zu ihm zu kommen und wie sogar die Fürstin ganz unbefangen in dem heiligen keuschen Schlosse sich einfand. Seine Not aber war die Furcht vor beiden, die er bis dahin nicht geahnt hatte. Er wagte es nicht, ihnen den Eintritt zu versagen, so unangenehm sie ihm auch waren, noch seinen Unmut ihnen auszudrücken oder nach der Ursache ihres Kommens zu fragen. Die Blicke der Fürstin drängten jeden aufwallenden Unmut in ihm zurück und ihr Wille vermochte ihn einzuschläfern.

Die unterzeichneten Befehle hatten inzwischen ihre Bestimmung erfüllt. Raffael war wegen der Krankheit nicht vorgelassen und ohne Abschied eilig zum König Otto nach Deutschland abgereist, um kriegerische Hilfe gegen die italienischen Fürsten zu erflehen. Nach seiner Abreise hatte auch Marozia die Nachricht von dem wiedergefundenen Sohne erhalten und freute sich, daß ihr Sohn die Christenheit beherrschte, wie sie Rom. Sie hätte sich nichts Froheres erlügen können und erzählte jedermann, wie unruhig es

bei seiner Geburt zugegangen, was jeder gesagt, wie jeder gekleidet gewesen, kam zuletzt auf seine Krankheit und sagte ihm ins Gesicht, er lebe zu keusch, dies sei sein Ubel. Scheu war der alte Raffael mitgekommen, kam jedoch nicht zu Worte. Diese erste Begegnung schon machte dem armen Johannes seine angeblichen Eltern zum Greuel. Er verachtete sich selbst, daß er in solcher Schande seinen Ursprung genommen. Die Fürstin Venus fragte er nach dem Verbleib seines treuen Raffael und sah seinen eigenen Befehl, der ihn nach Deutschland sandte. Nun erst begann seine tiefste Trauer. Er glaubte, sein Gedächtnis sei für ganze Begebenheiten eingestürzt und für vieles sei in ihm kein Übergang. Die Fürstin suchte ihn von der quälenden Beobachtung zu befreien, indem sie viel vom Pfalzgrafen sprach: Wohin er entflohen sei, wo er wohl weile. Dies wirkte auf Johannes, und er unterschrieb in Trübsinn und Zerstreuung alle Befehle der Fürstin.

Vor dem Schlosse sammelte sich ein fröhlicher Reiterhaufen, der gegen die italienischen Fürsten auszog. Er erhielt seinen Sold, der ohne des Johannes Wissen auf Befehl der Fürstin aus dem Verkauf von Kirchengewerten zusammengebracht war. Der Papst blickte gleichgültig über die bewegten Reitergruppen hin und glaubte

einen dünnen Wicht zu sehen, der auf einer Knochenflöte blase. Ihm zur Seite, so meinte er, tanze ein geschwänzter schwarzer Teufel. Die Fürstin fürchtete um ihn und schickte ihn auf die Jagd.

Johannes folgte dem Befehl und fand in den Feldern und Wäldern mehr Ruhe als droben im Schlosse. Gegen Abend gewahrte er überall Gestalten: alte römische Legionäre, die am Weg begraben waren, saßen auf ihren Leichensteinen und blickten mitleidig zu ihm herüber. In den Gewässern beklagten schöne Frauen mit grünen Augen sein Schicksal. Aus den Wipfeln der Bäume riefen andere ihm leise Mahnungen zu. Aber dies alles schreckte und freute ihn nicht. Nur in einer Felsenruine fand er ein seltsames Behagen, als er dort Melancholia mit mehreren Kindern an einem verfallenen und doch noch lustig emporsprudelnden Springbrunnen sitzen sah. Sie sprach nicht, sondern weinte mit ihm, die Kinder aber spielten und brachten spielend Spange und Ring, die er einst dem Pfalzgrafen geschenkt hatte. Dieser aber hatte sie auf der Flucht aus dem Schlosse in der Nacht umherirrend wie Sklavenketten von sich geworfen. Johannes glaubte in den geliebten Zeichen den Freund nahe, rief seinen Namen und meinte seine Stimme zu hören. Es war aber nur der

tote Widerhall aus dem verfallenen Gemäuer. Aber ihm schien der Wille der Fürstin zu kreisen: kehre heim, kehre heim. Als er sich von der guten Frau, die mit ihm geweint hatte, verabschieden wollte, sie aber nicht mehr fand, ging er traurigen Schrittes in den sinkenden Abend hinein.

Nach langem Umherschweifen kehrte Johannes verwandelt zurück, gleichgültig über die Schicksale seines Leibes wie ein Märtyrer und mit dem Entschluß, öffentlich sein Geschlecht zu bekennen und öffentlich die Strafe seines Betrugens zu erdulden. Er mochte nicht das Schloß betreten, das er entheiligt hatte und ging auf Umwegen zu dem Berg der Fürstin, ihr seinen Willen kund zu tun und sie selbst zur Reue zu gemahnen. Erst bat er sie, ihm den Pfalzgrafen zurückzugeben, aber erst als er den Pfeil auf sie anlegte, willfahrte sie seinen Bitten. Doch ihr Zorn konnte es nicht unterlassen, dem Pfalzgrafen zu verraten, daß Johannes ein Weib sei und ihn zu verführen beabsichtige. Nichts Freudigeres aber hätte sie diesem sagen können. Mit ausgebreiteten Armen lief er auf Johannes zu, umfing ihn und rief der Fürstin zu, er werde sie mit dem ganzen Götterkehricht einsperren. Dann verließen die beiden die Gärten des Verderbens.

Papst Oferus

In Rom herrschte während dieser Zeit die ausgelassenste Verwirrung. Die besiegten Römerscharen waren zurückgekommen und schrien nach dem Papste, um ihren Sold zu empfangen. Aber der Papst war nicht zu finden. Aus dem Volke, das sich lärmend und fluchend durch die Straßen trieb, erhob sich ein alter, grinsender Graukopf und schrie mit heiserer Prophetenstimme, die Söldner sollen sich als Lohn aus den Gärten der Fürstin Venus das eben geborene Kindlein des Weiberpapstes holen. Die Anwesenheit des Papstes wäre dringend notwendig gewesen, aber die Boten kamen immer wieder ohne Nachrichten von ihm zurück. Zwar erfuhr Rephalas von der Fürstin, daß Johannes bei ihr gewesen und den Pfalzgrafen befreit habe, und ihre Worte endeten in schrecklichen Flüchen und Verwünschungen. Der alte Raffael und Marozia drängten Rephalas, daß er den ihm anvertrauten geliebten kranken Sohn heranschaffen solle. Rephalas, über den nun all dies hereinbrach, lief wie ein Unsinniger nach der Basiliskenhöhle, um den Höllensaden wieder anzuknüpfen, mit dessen Hilfe allein er diesem Erdenleben entinnen konnte. Vorher aber ging er heimlich noch einmal in das Schloß der

Fürstin, um das Kindlein, das Johannes durch seinen teuflischen Trank geboren hatte, zu töten. Der Fürstin allein gönnte er nicht den Triumph, mit dem Kinde die Kirche zu schmähen. Sie sollte nicht mit dem Reste seines fehlgegangenen Werkes prahlen. Ein schnell bereiteter Gifttrank wirkte, und er begrub das Kindlein im Schatten eines Tollkirschenstrauches.

Auf dem Wege zur Basiliskenhöhle begegnete Kephalas dem alten Riesen Oferus. Der grüßte ihn gar freundlich und sagte, er wolle als Pilger zu dem päpstlichen Throne nach Rom ziehen. Kephalas sagte ihm, der Papst Johannes habe eben Rom verlassen und sei nicht mehr aufzufinden. Aus Gram hierüber bitte er ihn, ihn mit einem Strick von diesem Leben zu befreien. Als Oferus ihn deswegen auslachte, versuchte Kephalas ihn dazu zu zwingen. Da hob Oferus ihn auf und fragte, ob er ihn als Halsband an der Schlinge durch das Land tragen solle. Nun gab sich Kephalas dem Riesen als sein erster Herr in der Bergküche des Hekla zu erkennen und erzählte, er habe ein Mädchen zum Papste gemacht, in dessen Namen falsche Dekretalen geschrieben, Kirchengüter gestohlen, und schwor ihm, er würde sogleich in Asche verwehen, wenn Oferus ihn erhängen würde.

Inzwischen war König Otto in die Stadt gekommen und wunderte sich über die allgemeine Unordnung. Oferus wendete sich an ihn und berichtete ihm die Märchen, die er eben gehört hatte. König Otto aber schüttelte das Haupt und meinte, man müsse um Gottes willen den armen Verwirrten bewahren, daß er sich nicht selbst ein Leid antue. Da band Oferus mit dem Strick den Rephalas und schwenkte ihn auf seinen breiten Rücken. Sie waren aber kaum einige Schritte mit diesem Wildbret fortgegangen, da kam ein deutscher Flußknecht und berichtete, der Papst habe ihm mit einem gespannten Türkenbogen gedroht. Ein anderer kam herbei und sagte, es sei ein Lärmen unter den Bürgern und jeder wisse Schandtaten von dem jungen Papste zu berichten. Dann kamen Boten von der Geistlichkeit und klagten dem Könige, daß alle Meßgewänder und =geräte verschwunden seien. Der befahl eine neue Papstwahl vorzunehmen, und Marozia und die Fürstin Venus, die ihn am Tor begrüßen wollten, hieß er in ihre Gemächer und zu ihren Spindeln gehen.

Die Versammlung der Geistlichen eröffnete König Otto und ließ alle einzelnen Ankläger eidlich abhören. Da erfuhr er, daß Johannes einen Bischof im Pferdestalle geweiht habe, daß seine Geliebte unter dem Namen Pfalzgraf

Ludwig Tag und Nacht um ihn gewesen sei, daß er auch mit der Fürstin Reintera in unzünftiger Vertraulichkeit gelebt habe. Der Greuel waren so viele, daß Otto in eine rasche Absetzung und zugleich in ein Gesetz willigte, daß künftig kein Papsst ohne kaiserliche Zustimmung anerkannt werden dürfe. Gleich sollte die Neuwahl vorgenommen werden. Es wurden drei Blinde in den Saal geführt, die alle drei erklärten, es habe ihnen ein Traum kund getan, sie würden beim Anblick des neuen Papsstes sehend werden. Sie wendeten die Augen in der Versammlung umher, blieben aber blind, bis der Riese Oserus in den Saal trat. Da riefen sie wie mit einer Stimme: „Wir sehen einen Heiligen!“

Oserus sah sich ernst im Kreise um, legte den gebundenen Rephalas auf den Boden und erzählte mit kurzen, aber wahren Worten seinen Lebensweg, besonders wie er von dem kleinen Christusknaben, den er über den Rhein getragen, gesegnet worden sei. Dann wurde er durch Zuruf zum Papsste gewählt.

König Otto ließ nun Rephalas vor einem Gericht verhören. Eben wollte der Richter mit dem Verhör beginnen, da sprang Eisblick, einer von Luzifers höllischen Genossen, der ihn dem peinigenden Verhör entreißen wollte, als graue Raße quer durch die Versammlung mit

einer toten Maus auf dem Rücken. An der Maus zog sich ein weißer Faden nach, als wäre sie darin verstrickt. Die Raze sprang an Kephalas heran; der nahm die tote Maus und ließ seinen Höllengeist in sie hineinsteigen. Die Maus wurde lebendig und sprang lustig fort, indem sie den mitgezogenen Höllenfaden blickschnell in sich hineinfraß. Raze und Maus waren entflohen. Stickiger Qualm verdunkelte den Raum und verbarg den ausgedörrten Leib des Kephalas. Die Versammlung verließ den Saal. Um Mitternacht bewegte sich die Leiche, wie ein Rasenstück im feuchten Frühling von zartem Gewürm. Unabsehbare Scharen kleiner fremdartiger Käfer zogen sie hinaus.

Spiegelglanz, nun von allen verlassen, stürzte sich in den Liber.

Pfalzgraf und Pfalzgräfin

Johannes und der Pfalzgraf schritten in Eile dem Gebirge zu, um allen Verfolgungen zu entinnen. Sie erzählten sich immer noch von allem, was sich ereignet hatte, Johannes von dem schrecklichen Rausche, den er noch nicht ganz überwinden konnte, der Pfalzgraf, wie die Fürstin ihn fast zu ihrer Liebe gezwungen habe. Beide waren die Seligsten und die Armsten zugleich, ohne Obdach und ohne Nahrung, flüchtig vor den Menschen wie das Reh, das vor ihnen aufsprang. Sie kamen an eine einsame Kapelle, hinter der ein kleines Haus lag. Da wohnte der Einsiedler, der Johannes damals den roten Wein angeboten hatte. Hier blieben sie etwa ein Jahr, halfen an den Werktagen dem Alten bei der Arbeit und gaben sich Sonntags frommen Betrachtungen hin. Der Pfalzgraf lehrte Johannes das Spinnen, das er bei Sabina gelernt, und Johannes spann sich ein Frauenkleid, während er dem Pfalzgrafen gelehrte Dinge beibrachte. An einem Tage nun beichteten beide dem alten Einsiedler, der glaubte den Pfalzgrafen von seinen Sünden freisprechen zu können. Johannes aber, dessen Geschick die Welt verwirrt hatte, hieß er zu dem gütigen Papste Oserus gehen, daß er ihm vergebe. Dem sollten sie auch ihre Liebe bekennen.

Und so geschah es. Demütig knieten die beiden vor dem heiligen Papst, bekannten alles und baten um Vergebung. Und Oserus, der in der Nacht von all diesem geträumt, auch, daß Gott ihm Vergebung der Sünden Johanna geheißten, schloß beide in seine Arme. Und dann wurden Johanna und Ludwig vermählt.

König Otto, voll Freude, daß der Pfalzgraf lebte, er hatte tief getrauert, da man ihm die Ermordung des kleinen Pfalzgrafen meldete, hieß ihn als Ritter willkommen.

In Rom ging alles wieder seinen gewohnten Gang, und so zog König Otto mit seiner Gefolgschaft, darunter auch Ludwig und Johanna waren, nach Deutschland zurück, um gegen die Slaven, die während des Königs Abwesenheit in das Land gedrungen, zu kämpfen. Einer der Tapfersten in diesem Kriege war Ludwig. Der König lohnte ihm, indem er ihn mit allen Rechten wieder als Pfalzgraf einsetzte.

Ludwig und Johanna begannen nun ein neues und schönes Leben, trunken in der Begeisterung über die Erfüllung und Durchdringung ihrer Träume, in einer höheren Einheit göttlicher Liebe.

Nachwort

Die vielgestaltige Sage von dem Schicksal der Päpstin Johanna wurde 1480 von dem „Messpfaffen Theodoricus Schernberck“ verfaßt und 1565 von Hieronimus Tilesius in Druck gegeben. Mit dieser Sage, die hier und da bearbeitet oder verwertet wurde, hat sich wohl L. A. von Arnim am eingehendsten in seinem fragmentarischen Werke „Die Päpstin Johanna“ befaßt. Diese Ausgabe ist eine Bearbeitung des Arnim'schen Buches, allerdings gekürzt, geändert und ergänzt unter Benützung des „Spieles“ von Schernberck und verschiedener Abarten der alten Volksage.

H. St.

Inhalt

	Seite
Die Teufelsküche im Berge Hekla	5
Die ersten Jahre des Teufelskindes	17
Die Legende vom Markobrunnen	27
Traumschatten	37
Vom Zauberwein der Venus, von Liebe und Wundern	41
Tod des Papstes Anaklet und Wahl des jungen Johannes	75
Johannes und Stephania	88
Buhurt und Inost	101
Die Gärten der Lust	109
Venus, Kephelas, der Papst und das Kindlein	116
Des Pfalzgrafen Errettung durch Johannes	118
Papst Oferus	122
Pfalzgraf und Pfalzgräfin	127
Nachwort	



Von diesem Buche wurden
zweihundert Exemplare auf echtes
Büttenpapier gedruckt und in Halbleder gebunden.
Jedes Exemplar ist numeriert
und kostet 60 Mark

Der Brunnen



Diese Bücher wissen um Wert und Wesen toter Tage, die immer wieder erwachen im dunkelumhangenen Schoße der Vergangenheit, immer wieder herauftönen zu uns, geheimnis schwer, wie aus uralten Brunnen.

Erinnerungen und Denkwürdigkeiten über wichtige Geschehnisse oder ungewöhnliche Zeiten, geschildert von Persönlichkeiten, die durch ihre geschichtliche Bedeutung interessieren, oder auch von Menschen, die weniger wegen ihrer überragenden öffentlichen Stellung als wegen ihrer

eigenartigen Menschlichkeit verdienen, der Vergessenheit enthoben zu werden.

Die Geschichtsschreibung deckt nur Zusammenhänge auf und entwirrt die Fäden, die von einer Persönlichkeit zur anderen hinüberleiten, und weist die Spuren, auf denen die Weltgeschichte von Epoche zu Epoche dahinrollt, aber das wahre Leben ersteht uns erst in den alten, meist verschollenen Chroniken, in denen die Helden zu Menschen und die Menschen wieder zu Helden werden. Goethe sagt einmal, daß sich viele durch frühere Geschichtsschreibung Abgeschreckte durch lebhaft geschriebene Chroniken „wieder in das Studium der Geschichte hineinlocken“ lassen. Zudem haben diese Veröffentlichungen das vor den bloßen historischen Dokumenten voraus, daß Zeitgeschehen und Zeitkultur persönlich werden, weil hier nicht Menschheitsgeschichte, sondern Geschichte des Menschlichen überliefert wird.

In jedem Jahre sollen etwa vier Bände herausgegeben werden, die in möglichst zeitgemäßer Weise erlesene Abschnitte

aus den wertvollsten Chroniken des Mittelalters und der neueren Zeit bringen. Jeder Band wird nach künstlerischen Entwürfen in zeitgenössischem Einband gebunden. Umfang und Preis der Bände ist dem Stoff entsprechend verschieden.

Als zweiter Band des „Brunnen“ befindet sich in Vorbereitung

Des berühmten
englischen Bischofs
zu Salisbury
Gilberti Burnets Reisen
und deren curieuse Beschreibung
aus dem Jahre 1693

Der lachende Olymp

Erster Teil:

Eine Auslese aus der heiteren lyrischen
Dichtung des 16.—20. Jahrhunderts

Herausgegeben von
Gustav Herrmann und Fritz Adolf Hünich

Diese Sammlung hat sich zum Ziel gesetzt, die Quintessenz langjähriger Studien und Erfahrungen darzubieten. Vielfach gesucht, erscheint so die heitere Dichtung von fünf Jahrhunderten in einer Auslese, die nicht nur für den stillen Leser, sondern vor allem für jeden, der über das Bekannte hinaus nach Stoff für Vorträge sucht, eine freudige Überraschung sein wird. In großem Zirkel umspannt dieses Buch das menschliche Dasein; alle Lebensalter erscheinen, die Freude an aufschäumendem Lebensgenuß, an spöttischer und ironischer Lebensauffassung ist darin. Die Götter sind nicht prude: darum ist auch diese Sammlung oftmals von einer Ausgelassenheit, die keine Grenzen kennt.

(Den originellen dreifarbigem Umschlag zeichnete
F. Jüttner)

Kartoniert M 10.—; gebunden M 13.—

Der lachende Olymp

Zweiter Teil:

Eine Auslese aus der heiteren Prosa
unserer Zeit

Die Beweggründe, die uns zur Herausgabe des ersten, lyrischen Bandes veranlaßten, sind die gleichen bei diesem zweiten Prosa-Bande geblieben, wie die Gesichtspunkte, unter denen die Auswahl erfolgte. Sonne und Jugend durch geweckte Fröhlichkeit in müde Herzen einziehen, annoch fröhliche schneller schlagen zu lassen, nannten wir unser Streben.

Aber nicht nur dem einzelnen, stillen Genießer wollen wir dies Göttergeschenk bringen — vor allem soll jedermann, der das Zeug dazu in sich fühlt, auch vermittelnd das heitere Gold weitergeben können. Keine literarische Anthologie, ein in all seinen Teilen bei sorgfältigster Berücksichtigung der dichterischen Werte — besonders auch innerhalb der Satire und Erotik — wirkungsvolles Vortragsbuch soll geschaffen werden.

Dem Programmaterial suchenden Künstler, wie vortragslustigen oder auch nur lesedurstigen Laien ist bekannt, daß auf dem Büchermarkte, besonders in geschmackvoll gesiebter Prosa, eine derartige Sammlung bislang noch fehlt.

Hier ist sie!

Kartoniert M 10.—; gebunden M 13.—





32101 059593051

